Lesekranz. II. 3.

Moosrosen.

Erzählungen
zur lehrreichen Unterhaltung
für
Jung und Alt.

Gesammelt und bearbeitet
von
A. Biermann,
Lehrer.

Mit vier Stahlstichen.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.



Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1870.

S. 21.



Ausführ. Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Moosrosen.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

Moosrosen.

Erzählungen

zur lehrreichen Unterhaltung

für

Jung und Alt.

Gesammelt und bearbeitet

von

A. Biermann,

Lehrer.

Mit vier Stahlstichen.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1870.

Vorwort.

Indem ich vorstehende „Erzählungen für Jung und Alt“ dem Druck übergebe, habe ich zu bemerken, daß ich nur aus gediegenen, meist kirchlich approbirten Werken geschöpft habe und deswegen es für überflüssig hielt, nach jeder Erzählung die Quelle zu citiren. Einige Erzählungen sind aus eigenen Erlebnissen gegeben.

Bei der Herausgabe dieser Erzählungen hatte ich nur den Zweck, Jung und Alt eine angenehme und lehrreiche Lectüre an die Hand zu geben. Vielleicht können auch Lehrer und Katecheten nützlichen Gebrauch davon machen.

Ein flüchtiger Ueberblick wird den Leser gleich überzeugen, daß ich keine Dichtungen, sondern Thatsachen niedergeschrieben, und daher gegründete Hoffnung habe, daß sie ihren Zweck nicht verfehlen werden.

Sollte diese Arbeit den gewünschten Beifall finden, so werde ich bald eine weitere Sammlung folgen lassen.

Bokeloh a. d. Hase, im August 1868.

Der Herausgeber.

1. Macht der Religion.

Als die Franzosen in Madrid einzogen, war auch ein junger Spanier von der Glaubens-Armee unter ihnen. Plötzlich stürzte ein Frauenzimmer, mit fliegenden Haaren, bleich und blutbefleckt von den Stufen eines Tempels herab, und — vor den Glaubenskrieger sich hinwerfend — rief sie aus: „Mein Bruder! mein Alphons!" Da flog ihr der junge Kriegsgefährte entgegen, drückte sie an sein Herz, und sie feurig umarmend — fragte er sogleich nach seinem Vater.

„Du sollst ihn sehen!" antwortete sie, und wischte sich die Thränen ab. „Auch ich muß weinen," sagte Alphons; „o! wie süß sind die Thränen, welche die Freude vergießen macht!" „Was redest Du von Freude?" schrie das spanische Mädchen auf. „Komm mit mir!" . . . und sie suchte ihn fortzuziehen. — „Wohin führst Du mich?" — „Zu unserm Vater . . ." „Wo ist er denn? Dies ist ja nicht der Weg, der zu seiner Wohnung führt." „Zu seiner Wohnung? Ach, er ist nicht mehr! . . ." Diese Worte sprach sie im Tone

der heftigsten Verzweiflung aus. „Ha, ich schaudere!“ rief der junge Mann. „Wer konnte meinen alten Vater aus seinem Eigenthume vertreiben? o rede, meine Schwester!“ — „Ungeheuer konnten es! Barbaren!“ „Rede! wo ist er? ich beschwöre Dich bei Gott!“ „Auf dem großen Platze ist er ... komm!“

Beide Geschwister eilten fort, und langten auf dem großen Platze an. Dort lagen noch Leichname, welche die Grausamkeit der Aufrührer, der Glaubens- und Königsfeinde dem Tode geopfert hatten. Das Mädchen deutete hin auf den Haufen der Geschlachteten, die noch unbegraben hier aufgeschichtet lagen, und sagte: „Hier befindet sich unser Vater! . . . Räche ihn! . .“ Und sie nannte ihm den feigen Mörder ihres Vaters. Alphons stand eine Weile wie versteinert da; dann erhob er seine Blicke zum Himmel, um gleichsam dort die Stärke und Weihe seiner Rache zu suchen. Seine Schwester lag bereits auf den Knien neben dem grausam verstümmelten Körper eines Greises. Dann rief sie aus! „Schau ihn hier!“ Der Krieger stürzte auf den Leichnam hin und schwur: „Er soll gerächt werden!“ — Er heftete seine bleichen Lippen fest auf die Wange seines entseelten Vaters, stand dann auf, und es blitzte der Degen in seiner Hand. „Schwester!“ rief er aus, „bewache mir seinen Leichnam! Ich eile, ihn zu rächen.“ — Der junge Mann war plötzlich kein Mensch mehr, er war ein Löwe, ein Löwe, der da nach Blut mit dem brennenden Durste schnaubte; denn er sah ja hier den Leichnam seines unmenschlich gemordeten Vaters. Er stürzte fort . . . Die französischen Soldaten hielten ihn auf; ein Offizier wollte ihn beruhigen, ihm von Ergebung in sein Schicksal,

vom Vergessen des Geschehenen, von Verzeihung sprechen. „Unglückseliger!“ rief der Gereizte, „würdet Ihr nicht selbst Euren Vater rächen? Betrachtet hier den verstümmelten Leib des meinigen!“ Dies sprechend verdoppelte sich seine Wuth.

Gleich darauf fiel er dem Offizier zu Füßen, ergriff dessen Hände, küßte sie, bat und verlangte von ihm die Rache als eine Gnade, forderte das Blut seines Feindes als eine Wohlthat . . Aber wie man leicht denken kann, es waren solche Bitten vergeblich; die Umgebung des jungen Mannes glaubte schon zu sehen, wie seine Verzweiflung ihn zum Selbstmorde bringen müßte, denn er wiederholte unabläßig: „Wenn ich den Mörder nicht tödte, so thue ich mir den Tod an!“ — Da hörte ein Ordensgeistlicher seiner Nation dieses Geschrei und kam zu ihm. Der Wüthende stieß ihn zurück. Der Priester ließ sich aber nicht abschrecken, und nahete sich ihm abermal, mit dem Rufe: „Bist Du ein Christ? Alphons!“ Der junge Streiter erhob die Blicke und antwortete: „Ja! der bin ich, aber ich will meinen Vater rächen.“ — Da zeigte ihm der Geistliche ein Kruzifix und sagte: „So tritt es hier mit Füßen! Denn der daran ausgestreckt hängt, ist gestorben, um uns zu lehren, daß wir verzeihen sollen.“ Schweigend zeigte ihm Alphons den Leichnam seines Vaters. Der Priester errieth seine Gedanken, und setzte schnell hinzu: „Ja, ja! auch dem Mörder unsers Vaters müssen wir verzeihen!“ Hier schüttelte Alphons verneinend sein Haupt; allein der ehrwürdige Priester fiel ihm zu Füßen und rief mit aufgehobenem Kruzifixe: „Um racheschnaubend Deinem Feinde nachzulaufen, mußt Du erst über mich, den Diener Christi, hin-

stürzen, mußt Du über dieses Kreuz hinschreiten, das Dein Vater beim letzten Athemzuge versöhnlich küßte." — Von diesen Worten ergriffen — hob nun der junge Spanier den alten Priester empor, drückte das Kruzifix an seine Lippen und fiel dem frommen Ordensmanne in die Arme, während der gezückte Degen seiner Rechten entsank.

O, wer sollte nicht verzeihen, wenn er seinen Herrn und Heiland mit ernstem Blicke am Kreuze betrachtet!

Nichts macht uns Gott ähnlicher, als die Feinde lieben, den Feinden verzeihen. Darum sagt der Heiland: „Liebet eure Feinde, thut Gutes Jenen, die euch hassen, damit ihr Söhne eures Vaters seid, der im Himmel ist!" Also Feindesliebe erhebt uns zu Kindern Gottes, erhebt uns sogar über die Engel; denn, sagt Paulus, „zu welchem Engel hat Gott je gesprochen: Mein Sohn bist du?" — Wer aber den Feinden verzeiht und sie liebt, der ist ein Sohn Gottes: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Söhne Gottes genannt werden."

---

2. Religiosität eines tödtlich verwundeten Soldaten.

(Erzählung vom ehrwürdigen Pater Geramb.)

Nach der Schlacht bei ** — schrieb mir ein General — wo die Erde mit ganzen Haufen von Todten bedeckt war, und das Blut ringsum in Bächen

floß, bemerkte ich einen jungen verwundeten Soldaten, der noch athmete und der einer mir theuren Person sehr ähnlich war; was mir aber besonders auffiel, war, daß er in seinen Händen ein kleines kupfernes Kruzifix hielt und es an seine Lippen drückte, auf welchen das Lächeln des Friedens schwebte. Dieser Jüngling hatte etwas Engelgleiches an sich; seine beinah erloschenen Augen waren gen Himmel erhoben, und als ich ihm näher kam, hörte ich ganz deutlich ihn die Namen Jesu und Maria aussprechen und von seiner Mutter reden. Ich ließ sofort einen Wundarzt rufen, der, nachdem er die Wunden untersucht, mir bedeutete, daß keine Hoffnung zu seiner Rettung vorhanden sei. Er starb auch wirklich nach einigen Augenblicken. Der Tod zerstörte das holde Wesen nicht, das auf seinem blassen, blutigen Antlitze ruhte; seine schönen blonden Haare, obgleich von Blut und Staub beschmutzt, schienen die Stirn eines Engels zu bedecken. Die Tugend erhält selbst nach dem Tode noch ihr göttliches Gepräge dem Körper, den sie belebt hatte. In seinem Kleide fand man einen Rosenkranz, ein kleines Gebetbuch, worin sich einige Bilder befanden, und einen angefangenen Brief, den ich als einen Schatz bewahre; auf dem Schlachtfelde konnte ich mich nicht enthalten, ihn mit meinen Thränen zu benetzen. Sein Inhalt ist folgender:

„Gräme Dich doch nicht so, meine theure Mutter! ich befinde mich wohl und bete viel zu dem guten Gott für Dich, für meine Brüder und kleinen Schwestern. Sei ruhig, denn was meine Aufführung betrifft, so sind meine Obern mit mir ganz zufrieden. Nein, nein, meine gute, meine liebe Mutter, Du sollst nie

über Deinen Eduard zu erröthen haben, er wird mit der Gnade Gottes sich nie von seinen Pflichten entfernen! Ich habe vor einigen Tagen das Glück gehabt, zu beichten und die heilige Communion zu empfangen, zu L. . ., wo das Regiment sich drei Tage aufgehalten hat. Der gute Pfarrer des Ortes sprach, glücklicherweise für mich, sehr gut französisch; er hat mir viel Liebe erwiesen.

Glücklicher als ich, hat er seine Mutter bei sich; er scheint sie zärtlich zu lieben; aber daß er sie mehr liebe, als ich die meinige liebe, nein, Mutter, das ist unmöglich! Doch, so Gott will, wird der Tag bald kommen, wo ich nach langer Verbannung in fremden Ländern in die Arme meiner Mutter fliegen werde.

Ja, theure Mutter! Du wirst Deinen Eduard wieder sehen, und ich werde unter das väterliche Dach zurückkehren, wo Deine Liebe an meiner Wiege lächelte; dort will ich Dir alle Deine Sorgen, die Du auf meine Kindheit verwendetest, vergelten und Deine alten Tage mit Liebe und Glück umgeben.

Einige Kameraden, die erfuhren, daß ich gebeichtet und communicirt hatte, wollten über mich spotten und gaben mir einige Spottnamen. Ich habe ihnen geantwortet: sie würden einmal am Tage der Schlacht in den Gefahren des Kampfes anders über mich urtheilen. Uebrigens, meine gute Mutter! hat man nicht auch über Christus gespottet, und bin ich nicht zu glücklich, ihm in diesem Punkte zu gleichen und Einiges für ihn zu leiden zu haben? Ach, mich dünkt, noch unsern seligen Vater zu hören, als er an Deiner Seite und umringt von allen seinen Kindern, die sich um Beide drängten, uns so gern erinnerte,

daß für Den, der Jesum liebt, Alles zu ertragen ist; daß Alles liebenswerth erscheint, wenn es gilt, einen Ruhm zu verdienen, der niemals endet, und Strafen zu vermeiden, die ewig dauern werden! — Du bestehst immer darauf, zu wissen, woher die vierundzwanzig Franken sind, die ich Dir vor einigen Monaten geschickt habe; nun denn, Mutter! ich will es Dir sagen, aber unter der Bedingung, daß Du mir nicht böse seist!

Du erinnerst Dich noch, als der Tag gekommen war, wo ich mich aus Deinen und aus den Armen meiner Brüder und Schwestern losreißen mußte, die um mich her schluchzten und, wie Du, sich an meinen Kleidern festklammerten, um meine für mich so schmerzliche Trennung von Euch noch um einige Augenblicke zu verschieben, wie da Jeder von Euch mir Etwas geben wollte. Karl nöthigte mich, den kleinen silbernen Becher anzunehmen, den er von seinem Pathen bekommen hatte; und Du, liebe Mutter! wolltest gerne Dich der Uhr unsers guten seligen Vaters berauben, indem Du mir zusprachst, daß, wenn ich je in der Noth wäre, ich sie verkaufen sollte. Ich glaubte, daß es grausam sein würde, es Euch abzuschlagen; ich nahm sogar den Klingklang der kleinen Euphemia, um sie zu beruhigen. Und nun, Mutter! als ich vernahm, daß Ludwig und Hyppolit sehr krank gewesen, und wohl weiß, wie sehr Du bei einer so zahlreichen Familie und so wenigem Vermögen eingeschränkt bist, habe ich die Uhr und den kleinen Becher verkauft und Dir den Betrag davon zugeschickt. Ich verhehle Dir nicht, liebe Mutter, daß mir der Verlust der Uhr sehr schmerzlich war, denn sie gehörte dem guten Vater, den ich

immer beweine. Ich will Dir sogar sagen, daß ich den Tag nach dem Verkauf eine Stunde Weges gemacht habe, um sie noch einmal zu sehen, sie an mein Herz zu drücken und den letzten Kuß darauf zu heften, was den guten Deutschen, der sie gekauft hatte, sehr überraschte. Doch der Gedanke, daß das Geld, welches ich dafür empfangen, der besten der Mütter Erleichterung bringen würde, hat mich…"

Hier endet der Brief eines Engels, dessen Vollendung der Tod verhinderte. Ich benetzte ihn mit meinen Thränen. Ich ließ den jungen Franzosen unter einem Rasen am Fuße eines Hügels begraben, und fühlte mich glücklich, auf sein schlichtes Grabmal ein Kreuz zu setzen, das ich selbst von Zweigen einer daselbst befindlichen Eiche verfertigte.

An diesem frommen Jüngling sehen wir, daß ein Soldat in seinem Stande fromm leben kann. Deshalb ist es gefehlt, wenn man sich einbildet, ein Soldat könne in seinem Stande nicht fromm und tugendhaft sein. So viele tausend heilige Märtyrer, die Soldaten gewesen, die in dem Soldatenstande heilig gelebt und gestorben sind, beweisen, daß ein Soldat fromm leben und selig werden kann. Bemühe sich nur ein jeder Soldat, die Gebote Gottes und der Kirche treu zu halten, sich in guten Werken zu üben, die Beschwerden seines Standes Gott zu Liebe zu ertragen, so wird er in seinem Stande auch selig werden.

---

3. Der Galgenpater.

Im vorigen Jahrhundert bestand noch zu Burghausen ein Hochgericht, und ein alter ehrwürdiger Jesuit des dortigen Klosters hatte seit vielen Jahren das schwere, aber bei ihm segensvolle Amt, die Verurtheilten zum Tode zu bereiten und zur Ruhestätte zu begleiten. — So ward er denn auch einmal zu einem jungen Menschen in den Kerker gerufen, der wegen eines schweren Verbrechens zum Tode verurtheilt war.

Die Umstände und Beweise lagen so eigenthümlich, daß seine Schuld von den Richtern unbezweifelt ausgesprochen und das Urtheil auch in München bestätigt ward. Der gute Galgenpater fand an ihm eine Gelegenheit zu neuer Pflichtübung, nämlich ihn trotz seiner dringenden Unschuldsbetheuerungen dennoch zur Ergebung in Gottes Willen und zum freudigen Tode als Christ zu bestimmen; und es gelang ihm dies auch im vollen Maße.

So kam der festgesetzte Tag der Hinrichtung, und der greise Galgenpater begleitete seinen jungen liebgewordenen Freund auf dem Armensünderkarren zur Richtstätte. Unterwegs durchzuckte diesen plötzlich ein Lichtgedanke und er sprach zum Pater: „Ich weiß, Sie glauben an meine Unschuld; aber wie die Beweise liegen, könnten Sie doch noch einmal zweifelhaft an mir werden. Gott gibt mir aber in diesem Augenblicke das lebendige Vertrauen in's Herz, erbitten Sie sich von ihm irgend ein Zeichen für meine Unschuld; ich glaube fest, Gott wird es Ihnen gewähren!"

„Gut," sagte der Pater, „ich zweifle zwar nicht an Deiner Unschuld; aber um Dich zu beruhigen, bitte ich hiemit Gott, daß zum Beweise derselben der größte Sünder auf vier Stunden weit in der Runde sich bekehre und ich solches erfahre." — „Ich danke Ihnen, lieber Pater, und vertraue zu Gott, Sie werden die Freude erleben." — So kamen sie zur Richtstätte, und der Jüngling starb wie ein Heiliger. Es war fünf Uhr Nachmittags. Gebrochenen Herzens kehrte der Pater in seine Zelle zurück, warf sich auf sein Lager und brachte die Nacht in Schmerz und Gebet zu, im Gedanken an den Verurtheilten. — Morgens um drei Uhr klopft es an seiner Thür. Der Pförtner meldet, es sei schon seit einer Stunde ein Mensch vor der Kirchenthüre, der dringend verlange, dem Galgenpater zu beichten. Er geht hinab in die Kirche, in den Beichtstuhl, und ein fremder Mann legt ihm ein stundenlanges Bekenntniß ab, wie er, obwohl Galgenpater, noch keines gehört, aber mit solchen Zeichen der tiefsten Reue, mit Schluchzen und Thränen, daß der gute Pater selbst innig bewegt ward.

Als das Bekenntniß vorüber, fragt er ihn: „Aber, lieber Mann, wie kommt Ihr jetzt, zu solcher Stunde, und gerade zu mir?" — „Hört, Herr," sagte er, „gestern Nachmittags arbeitete ich wie gewöhnlich in meinem Stalle und dachte nicht an meine Sünden; da fiel's auf einmal wie Feuer vom Himmel in meine Seele und brannte mir im Geiste wie die Hölle, die ich offen vor mir sah, und alle meine Gräuel standen mir vor Augen und ich rief: Ich bin verdammt! Da hörte ich eine Stimme in mir: Verzweifle nicht, mach' dich auf, geh' nach Burghausen, frage nach dem

Galgenpater und lege ihm eine offene Beichte ab, und Gott wird dir vergeben; und so bin ich die Nacht durch gegangen, bis ich an Eure Kirche kam und Euch endlich fand." — „Um wie viel Uhr war das?" — „Gestern Nachmittags um fünf Uhr." — „Und wie weit wohnt Ihr von hier?" — „Gut vier Stunden," war die Antwort. Frohlockend blickte der Galgenpater zum Himmel.

---

4. Der Papst und der Schneider.

Der Kaiser Napoleon I. kannte keine andere Freundschaft, als Unterwerfung. Diese erfuhr unter vielen andern Regenten auch das Oberhaupt der Kirche, Pius VII. Unaufhörlich gesteigerte Forderungen ergingen an denselben, bis endlich der Kirchenstaat im März 1809 dem französischen Kaiserstaate einverleibt wurde. Jetzt sprach Pius den Bannfluch aus gegen Alle, die solche Gewalt verübt hatten, und hierauf gegen Napoleon selbst, und endlich gegen Alle, die sich der Bekanntmachung dieses Fluches widersetzen würden.

Napoleon, von seinen siegreichen Heerschaaren umgeben, achtete der Verwünschungen des Papstes wenig, ließ ihn aber doch seine Rache fühlen. Grausam ließ er den Greis aus seinem Quirinal-Palaste entführen, durch Italien und über die Alpen schleppen. Von hier aus führten Gensdarmen den heiligen Vater mit seinem kleinen Gefolge nach Valence, dann über Aix nach Nizza und Savona, an welch' letzterem Ort

er drei Jahre schmachten mußte. Man bot ihm eine fürstliche Hofhaltung an, er schlug sie aus; Napoleons Beschluß setzte ihm zwei Millionen Franks jährlicher Einkünfte fest; er nahm sie nicht an, weil er den Geber mit den Vollziehern seines Willens in den Bann gethan hatte. Mit Heldenmuth ertrug der unglückliche Greis sein schweres Geschick, mit frommer Entsagung ergab er sich in allen Druck und jede ungewohnte Entbehrung. — Aber das Osterfest 1810 nahte, die Theilnahme an dessen Feier köderte das fromme Herz des geprüften Greises, wie der Glaube des trauernden Volkes. Gern wollte Pius sie gewähren, aber abgetragen und beschädigt, unpassend einer solchen Feier und seiner Würde, war sein Festgewand. Er ließ daher einen Schneider rufen, der dem Uebel abhelfen und allen Anstoß entfernen sollte. Dieser kam, hörte des ehrwürdigen Greises Willen mit Ehrfurcht, um zu thun, was möglich war.

Als der Schneider heim kam, das Herz voll Rührung über den Anblick des tiefgebeugten frommen Greises und seine harte Beschränkung, brach er in Wehklagen aus gegen seine Freunde. Mit Wehmuth zeigte er ihnen das unansehnliche Gewand des heiligen Vaters. Sie theilten mit ihm den Schmerz, beklagten des ehrwürdigen Gefangenen hartes Schicksal, und von Mund zu Mund pflanzte sich die traurige Erzählung seines schweren Looses fort. Bald wußte es alles Volk, und man pilgerte zu dem Hause des frommen Schneiders, wie die Menge nach Loretto. Jeder wollte das heilige Gewand sehen, wie dort die Jungfrau mit dem Kindlein. Wer kam, wollte auch ein Stücklein von dem Gewande des heiligen Vaters haben,

und brachte zugleich ein reichliches Opfer zur Anschaffung eines neuen Festkleides.

Es währte nicht lange, so war das Gewand des Papstes gänzlich zerschnitten, und kein Stückchen mehr davon übrig. Dagegen lag der ganze Tisch des Schneiders voll Gold und Silber. Flugs verfertigte dieser ein neues Gewand, sammelte der Gläubigen freiwillige Gaben, und brachte jenes, wie diese — einen ganzen Beutel Geld — dem heiligen Vater.

„Was ist das, mein Sohn?“ fragte Pius staunend und betroffen.

„Das sendet Ihnen die Liebe der Gläubigen mit herzlicher Theilnahme!“ antwortete der Befragte, und erzählte, was in seinem Hause sich begeben hatte. Da nahm der fromme Greis mit dankbarer Rührung das Kleid an, aber den Beutel mit Gold gab er ihm zurück und sprach mit verklärtem Angesicht: „Mein Sohn, der Allmächtige wacht über seine Getreuen und bedient sich der Frömmigkeit des Einen, um die Leiden des Andern zu mildern. Er überschüttet sie Alle mit seinem Segen. Das Kleid, welches Ihr mir bringt, wird vielleicht so lange dauern, als mein Aufenthalt in dieser Welt voll Prüfungen; aber das erste Bedürfniß meines Herzens, so wie meines Standes ist, den Unterdrückten beizustehen. Ich bin nur ein armer Gefangener; Ihr seid frei, und die Vorsehung, indem sie mir diese Summe durch Eure Verwendung zukommen läßt, hat mir die treue Hand zeigen wollen, die sie für würdig hält, ihre Wohlthaten auszutheilen. Geht und endet die Leiden der von Armuth am meisten bedrückten Einwohner von Savona.“

Seit dieser Zeit empfing der gute Schneider im

Namen des heiligen Vaters mancherlei Gaben, und theilte im Namen desselben aus, was die Thränen stillte und die Sorgen erleichterte. So wurde der Aufenthalt des Gerechten in Savona eine Quelle der Barmherzigkeit.

Wie viel Ursache haben auch wir in unsern Tagen, den heiligen Vater in seiner bedrängten Lage sowohl durch den Peterspfennig als auch durch unser Gebet zu unterstützen!

---

5. Aus dem Leben Pius IX.

Im Jahre 1824 begegnete Feretti in Rom einem jungen Verbrecher, Namens Gaetano, in dem Augenblicke, als dieser zur Richtstätte geführt wurde. Durch das sanfte, gottergebene Ansehen des Unglücklichen gerührt, begab sich der Priester eilends in den Vatican und erwirkte dessen Begnadigung zu lebenslänglichem Gefängniß. Er wurde in der Engelsburg in Haft gebracht. Zweiundzwanzig Jahre später war jener mitleidige Priester Papst Pius IX. geworden. Er hatte Gaetano nicht vergessen und wollte sich nun selbst überzeugen, ob der Begnadigte seine Güte verdiene und sich bekehrt habe; zu gleicher Zeit wollte er sehen, wie man die Gefangenen in seiner Hauptstadt behandele. Er kleidete sich deshalb als einfacher Priester und machte sich Abends ganz allein auf den Weg nach der Engelsburg. Dort angekommen, wandte er sich an den Beschließer um Zulassung. Dieser, ein brutaler Mensch, wollte ihn abweisen; als ihm aber der vermeintliche

einfache Priester einen schriftlichen Befehl des Papstes vorzeigte, wonach ihm ein Besuch der Gefangenen gestattet war, ließ er ihn mürrisch zu. Pius IX. trat in die Zelle Gaetano's. Dieser kannte ihn ebenfalls nicht und fragte zitternd nach seiner Absicht. „Ich bringe Nachrichten von Ihrer Mutter!" war die Antwort. Bei diesem süßen Namen rief der Gefangene: „Meine Mutter! Sie lebt also noch? Gott sei's gedankt!" — „Sie lebt und schickt mich zu Ihnen, um Ihnen die Hoffnung einer bessern Zukunft zu bringen." Der Gefangene wirft sich überglücklich in die Arme des Priesters, der ihn liebevoll an sein Herz drückt. „Gott erbarmt sich also meiner, indem er mir einen Engel des Trostes schickt?" Nachdem die ersten Augenblicke dieser rührenden Scene vorüber waren, erzählte ihm der unglückliche junge Mann die Geschichte seiner zweiundzwanzig Leidensjahre. „Sie hätten an den Papst schreiben," sagt ihm der Geistliche, „und seine Gnade anrufen sollen. Ein Verbrechen, im siebenzehnten Jahre begangen, war hinlänglich gesühnt." — „Ich schrieb, aber meine Briefe blieben ohne Antwort." — „Schreiben Sie nochmals!" — „Mein Brief würde aufgefangen, bevor er zu Gregor XVI. käme." — „Gregor XVI. lebt nicht mehr; schreiben Sie an Pius IX." — „Wer wird ihm den Brief übergeben?" — „Ich; schreiben Sie, hier ist Papier und Bleistift." Der Gefangene schrieb einen Brief ohne Bitterkeit und voll edler Gefühle. „So, noch vor Abend soll der Papst den Brief haben. Leben Sie wohl, mein Freund, vertrauen Sie auf Gott, bitten Sie ihn für Pius IX. und hoffen Sie."

Darauf kehrte er zu dem Beschließer, der voll

Zorn und Ungeduld auf seinem Zimmer umherging, zurück. „Zum Teufel! Herr Abbate, Sie haben sich schwer vergangen,“ schrie dieser ihn an; „Sie sollten nur eine Stunde hier bleiben und jetzt sind schon zwei Minuten darüber; machen Sie, daß Sie fortkommen!“ — „Ihr vergeht Euch durch das Fluchen; wenn das der Papst wüßte!“ — „Nun, wenn er's auch wüßte! Der Papst kümmert sich so wenig um mich, als ich mich um Ihn.“ — „Ihr kennt den Papst nicht, sonst wüßtet Ihr, daß er von Keinem verächtlich denkt. Wie heißt Ihr?“ — „Das geht Euch nichts an; scheert Euch zum Kuckuk!“ — Der Papst begab sich sogleich zum Gouverneur der Engelsburg. Dieser war nicht minder übel gelaunt. „Noch ein Lästiger!“ rief er; „rasch, Herr Abbate, was wollen Sie, ich bin beschäftigt!“ — „Ich fordere die Freiheit für Ihren Gefangenen Gaetano.“ — „Sie scherzen; nur der Papst kann begnadigen.“ — „Ich komme auch im Namen des Papstes, mich an Sie zu wenden.“ — „Der Beweis?“ — „Hier!“ — Pius IX. nahm eine Feder und schrieb: „Ich befehle dem Gouverneur der Engelsburg, Gaetano sogleich in Freiheit zu setzen und seinen Beschließer fortzujagen. Unterzeichnet: Pius, Papst.“

Der Gouverneur stürzte dem Papst zu Füßen und flehte um Gnade wegen seines barschen Benehmens. Der grobe Beschließer erhielt nach Verlauf von zwei Monaten einen kleinen Posten, nachdem er versprochen, nicht mehr zu fluchen und nicht mehr brutal zu sein. Er hielt Wort.

---

6. Eine edelmüthige Mutter.

Christliche Mütter, in denen der Geist des Glaubens lebt, sind die ersten, welche ihre Kinder zur Ergebenheit gegen den Stellvertreter Jesu Christi ermuthigen. Die Revolution mit ihren wüthenden Angriffen auf den Papst bot den wahren Katholiken eine herrliche Gelegenheit, ihre Anhänglichkeit an die heilige Kirche zu zeigen. Eine Sache, die zu solchem Heldenmuth begeistert, ist nicht verloren.

Neulich ertheilte Pius IX. einer Mutter Audienz, welche mit ihrem Sohne nach Rom gekommen war, und ihn persönlich dem heiligen Vater vorstellen wollte, damit Seine Heiligkeit ihn unter die Zuaven aufnehmen möchte. Sie schätzte sich glücklich, daß sie das Theuerste, was sie auf der Welt besaß, dem ehrwürdigen Greis schenken konnte.

Der Papst empfing Mutter und Sohn mit der ihm eigenen Güte und Freundlichkeit.

Ehe die Frau ihn verließ, legte sie zehntausend Francs in Gold auf seinen Tisch nieder.

Und als der Papst darüber erstaunt schien, sprach sie: „Heiligster Vater! Das ist eine Prämie, die mein Sohn der päpstlichen Regierung bezahlen will für die Ehre, ihr dienen zu dürfen.“

Diese Erklärung rührte Pius IX. bis zu Thränen; er legte die eine Hand auf das Haupt des Sohnes, die andere auf das Haupt der Mutter und betete für beide einander so würdige Seelen.

Diese rührende Scene gäbe für einen christlichen Künstler den Gegenstand eines herrlichen Gemäldes ab.

Nach solchen Auftritten mögen die Freidenker uns noch sagen, das Papstthum liege im Todeskampfe. Wir werden ihnen mit Jesus Christus antworten: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“

Die Kirche allein überwindet Alles, überlebt Alles; sie steht und triumphirt überall, gestern, heute, morgen, immerdar.

Pius IX. hat die Ueberzeugung, die Heiterkeit seiner Stirne sagt es schon: er wird seinen Thron befestigt sehen, seine Feinde werden beschämt werden, seine Regierung wird mit unauslöschlichen Buchstaben in die Annalen der siegreichen Kirche eingetragen werden.

(Aus: Triumph Pius IX. S. 58.)

---

7. Die göttliche Vorsehung.*)

Daß Gott mit mächtiger, vorsichtiger Liebe über Die wacht, die als treue Kinder ihm vertrauen, haben

---

*) Unter allen Eigenschaften Gottes ist keine, die er so deutlich und wunderbar den Menschen offenbart, so oft und dringend zu betrachten und zu beherzigen empfiehlt, als diese seine Vorsehung und väterliche Sorgfalt für alle seine Geschöpfe, vorzüglich für die Menschenkinder und ganz besonders für seine Auserwählten. Möchten daher doch alle Bedrängten, die mit ängstlichen Blicken in die Zukunft sehen, sich ganz der göttlichen Vorsehung überlassen, um so alle Trübsale und Widerwärtigkeiten mit dem Bewußtsein anzunehmen, daß solche aus der Hand des liebevollen Vaters im Himmel kommen. Jedesmal verbindet der

gar Viele erfahren, unter Andern auch der heilige Franz von Sales.

Nach vollendeten Studien bereisete der heilige Franz Italien und kam nach Rom. Als er eines Abends ganz ermüdet von Kirchenbesuchen in den Gasthof, wo er abgestiegen war, zurückkam, fand er seinen Bedienten im Streite mit dem Wirthe, der darauf bestand, daß sie sich entfernen sollten, um Personen von hohem Range, die er erwartete, Platz zu machen. Der Streit war sehr hitzig, aber Franz endigte ihn dadurch, daß er befahl, man sollte dem Wirth den Willen thun und gleich einen andern Gasthof suchen.

Wie unangenehm dieser Vorfall dem Ermüdeten auch sein mußte, so offenbar war er, wie der Erfolg bewiesen, von Gott zugelassen, um ihn einer Gefahr zu entreißen, in welcher er unfehlbar umgekommen wäre. Der Gasthof nämlich, den er hatte verlassen müssen, lag am Ufer der Tiber, und kaum war er in den andern eingekehrt, als ein schrecklicher Regen sich ergoß, der die ganze Nacht hindurch anhielt. Die Tiber, welche vorhin schon so hoch geschwollen war, wuchs so stark, daß die Fluthen Alles ergriffen, was nahe am Ufer stand. Auch der Gasthof, welchen Franz am Abende vorher hatte verlassen müssen, ward mit Allen, die darin waren, von den tobenden Fluthen verschlungen,

---

liebe Gott die anbetungswürdigsten und weitesten Absichten damit, so oft er uns durch Leiden und Trübsale heimsucht. Wir wollen nachfolgende Erzählungen als Belege niederschreiben. Mögen sie den Lesern das Vertrauen auf Gottes Vorsehung beleben, und in den Tagen der Leiden zum Troste dienen.

und da das Wasser gefallen war, konnte man kaum mehr sehen, wo einer der schönsten Gasthöfe Roms gestanden hatte.

Von Rom aus eilte Franz nach Loretto, wo er in der hochberühmten Kapelle vor dem Gnadenbilde der seligsten Mutter Maria seine Andacht verrichtete, und von da nach Ancona; hier wollte er sich einschiffen und nach Venedig reisen. Wirklich traf er ein Schiff an, das zum Absegeln bereit war, und nur noch eine vornehme Dame erwartete, die auch nach Venedig wollte, und dieses Schiff für sich und ihr zahlreiches Gefolge gemiethet hatte. Franz sprach mit dem Schiffsherrn, und dieser erbot sich sogleich, um desto mehr zu verdienen, ihn mitzunehmen. Indessen kam die Dame; sie ward äußerst aufgebracht, da sie Fremde, die nicht zu ihrem Gefolge gehörten, im Schiffe fand, und befahl dem Schiffer, sie sofort hinaus zu schaffen.

Franz bat die Dame auf's Höflichste um Erlaubniß, sich der schönen Gelegenheit bedienen zu dürfen, und sagte ihr, er hätte nur drei Personen bei sich, gern würden sie sich mit dem schlechtesten Platze begnügen, und die Reisegesellschaft nicht im Mindesten belästigen; er stellte ihr ferner vor, wie sie noch lange auf eine Reisegelegenheit warten müßten, wenn sie ihnen die Mitfahrt verweigern würde. Sowohl die Leute von ihrem Gefolge, als auch der Schiffsherr vereinigten ihre Bitten mit den seinigen; aber die Dame wollte nicht nachgeben, und hätte seine Sachen in das Meer werfen lassen, wenn er nicht fortgegangen wäre; denn sie war vor Zorn ganz außer sich.

Stillschweigend ertrug der heilige Franz diese grobe

Beleidigung, aber sein Hofmeister und seine beiden Bedienten konnten ihren Zorn darüber nicht verbergen. Sie zu beruhigen, sagte er ihnen mit seiner gewöhnlichen Gelassenheit, man müsse sich dem Willen Gottes, der auch durch noch so zufällig scheinende Ereignisse zu uns rede, unterwerfen, und könne nicht immer die Absichten errathen, warum er Dieses oder Jenes zulasse. Er setzte ferner hinzu: „Wir wollen uns erinnern, was in dem Gasthof zu Rom geschah, welchen wir zu verlassen genöthigt wurden, und zugleich bedenken, daß das Meer, welches wir hier vor uns haben, der oftmaligen Stürme wegen, verschrieen ist; vielleicht ist einer näher, als wir glauben."

Wirklich erfolgte bald ein heftiger Sturm; der Himmel war heiter, das Meer stille, der Wind günstig und Alles schien dem absegelnden Schiffe eine gewünschte Fahrt zu versprechen. Gleich darauf aber wendete sich der Wind und ward sehr heftig; der Himmel ward mit düstern Wolken bedeckt, und es entstand ein so fürchterlicher Sturm, wie man in langer Zeit keinen erlebt hatte. Die Schiffer boten Alles auf, den Hafen wieder zu erreichen; aber vergeblich. Franz und seine Gefährten sahen das Schiff zu Grunde gehen, und Keiner von Denen, die darin waren, wurde gerettet.

Dieser traurige Anblick ging dem liebreichen Menschenfreunde tief zu Herzen und diente ihm zum neuen Beweggrunde, sein ganzes Vertrauen auf Gott zu setzen und sich unbedenklich der Leitung der göttlichen Vorsehung zu überlassen. „Wie wunderbar," rief er aus, „lenket Gott die Schicksale der Menschen, und nöthigt

sie, auch in dem, was nur ein Werk des Zufalles zu sein scheint, seine unsichtbare Hand zu erkennen."

„Lasset uns," fuhr er fort, „mit den Unglücklichen, die vor unsern Augen zu Grunde gegangen sind, Mitleid haben und Gott danken, daß er uns auf eine so unerwartete Art gerettet hat."

---

8. Der Papageiruf.

Bei dem Kaiser Basilius war sein Sohn Leo durch einen Nichtswürdigen, Namens Sontabarenus, verklagt worden, als trachte der Prinz dem Vater nach dem Leben, um eher auf den Thron zu kommen. Der Kaiser glaubte der Verleumdung, und ließ seinen Sohn einsperren. Alle Vorstellungen und Bitten selbst der Angesehensten am Hofe blieben fruchtlos. Von Sontabarenus immer noch mehr gereizt, schickte Basilius sogar alle Briefe seines Sohnes, die dieser ihm in den demüthigsten und zärtlichsten Ausdrücken aus dem Gefängnisse schrieb, und worin er seine Unschuld bewies, diesem ungeöffnet zurück. Da der Kaiser gar Nichts von dem Prinzen wissen wollte, so wagte es auch Niemand am Hofe, seinen Namen vor dem Vater zu nennen, und der unglückliche, ganz schuldlose Leo wurde nach und nach völlig vergessen.

Aber gerade jetzt, da die Menschen ihn verlassen hatten, lenkte es die göttliche Vorsehung so, daß der Gefangene durch einen Papagei gerettet werden sollte. Dieser Vogel, der mehrere Worte und Redensarten sprechen gelernt hatte, hing gewöhnlich im

kaiserlichen Speisesaale. Da nun, besonders in den ersten Wochen, jeder Mensch von dem unglücklichen Prinzen sprach, und Viele am Ende in die Worte ausbrachen: „Ach, der gute, unglückliche und doch so unschuldige Leo!" — so lernte auch der Papagei nach und nach diese Worte. Nun geschah es, daß einige Monate später der Kaiser große Tafel gab, wozu die Vornehmsten des Reiches geladen wurden. Der Kaiser war an diesem Tage in bester Laune, und seine Heiterkeit wirkte auch auf seine Gäste. Man aß und trank, lachte und scherzte, und die Unterhaltung wurde immer geräuschvoller. Aber horch! plötzlich vernimmt man eine Stimme: „Ach, der gute, unglückliche und doch so unschuldige Leo!" — Augenblicklich schweigen alle Gäste, sehen sich um, woher die Stimme komme, und wer es wage, vor dem Kaiser von dem Prinzen zu reden. Und siehe da! es war der Papagei. Diesem schien es zu gefallen, daß man ihn jetzt allein reden lasse, und noch zweimal sprach er laut: „Ach, der gute, unglückliche und doch so unschuldige Leo!" Die Gäste warteten voll Bangigkeit, was jetzt geschehen werde. Der Kaiser war ernst und nachdenkend geworden. Da stand einer der braven Rathsherren auf und sprach: „Herr, dieser Vogel beschämt uns Alle, ja er klagt uns gewissermaßen vor Dir an, daß wir, uneingedenk des Sohnes unsers vielgeliebten Kaisers, uns hier sorgenlos jedem Genusse und jeder Freude überlassen, während der unglückliche Prinz, weil der väterlichen Liebe beraubt, in tiefem Kummer, in trostlosem Jammer sich verzehrt." Nun legten auch die andern Gäste Fürbitte ein, der Kaiser wurde gerührt

und erweicht, und sein Sohn gelangte wieder zur Gnade und Liebe des Vaters. —

Vertraue auch du, mein Christ, deinem Gott, er kann dir helfen in allen Anliegen; und gerade dann, wenn die Noth am größten ist, ist auch seine Hülfe am nächsten.

---

9. Gottes Treue bei den kleinen Kindern.

Der Sohn eines alten Landschullehrers wohnte gleichfalls als Lehrer eine Stunde von seinem alten Vater entfernt. Er hatte ein kleines Söhnchen von zwei Jahren, welches der Großvater besonders liebte. Eines Abends bekommt der alte Mann plötzlich einen unwiderstehlichen Trieb, sein Enkelchen noch zu sehen. Er macht sich ungesäumt auf den Weg, und kommt sehr spät bei seinem Sohne an. „Wo ist Karlchen?" fragt der Greis sehr heftig. „Er schläft schon lange," lautete die Antwort. Auf den dringenden Wunsch des Großvaters wird der Kleine ihm gebracht, den er nun unaufhörlich herzet und liebkoset. — Mit einem Male hört man im Schlafzimmer starkes Gepolter. Man eilt hin, und siehe: die ganze Decke ist herabgestürzt auf das kleine Bett, in dem so eben noch das Kind schlummerte. „So," sagte der Alte, „nun weiß ich, warum ich im Geiste getrieben wurde, noch hierher zu kommen: ich sollte das Werkzeug der göttlichen Errettung Eures Kindes sein. — Gepriesen sei die Gnade des Herrn, der mir keine Ruhe ließ, bis ich

noch in später Nacht hierher mußte, um als Schutzengel zu dienen."

---

10. Durch ein Unglück wird eine ganze Familie glücklich.

Einmal gerieth der Kaiser Joseph II. auf einer Parforcejagd in der Gegend von Brigittenau in eine augenscheinliche Lebensgefahr. Er war von seinem Stande weggegangen und wollte sich einen andern wählen, als ihm eben ein Hirsch entgegen kam. Der Kaiser schoß, traf ihn aber nur leicht, der darüber erbittert auf ihn losstürzte. Der Kaiser hatte so viel Geistesgegenwart, daß er sich vorwärts beugte, so daß der Hirsch nur dessen Rücken treffen konnte. Indessen ersah der Monarch den Vortheil, sprang einige Schritte zurück, schoß nochmals auf den Hirsch, ohne ihn gehörig zu treffen, worauf dieser den Angriff erneuerte, der aber durch die vorige Wendung ebenso unschädlich wurde. Indessen eilten Einige von der Gesellschaft herbei, worauf der Hirsch die Flucht ergriff. Und so ging dieser Vorfall ohne bedeutende Verletzung ab. Ein wichtiger Umstand aber dabei war dies, daß die Kugel des zweiten Schusses, von welcher der Hirsch nur leicht gestreift worden war, über die Donau flog und auf eine unglaubliche Strecke unglücklicher Weise einen jungen Menschen, der eben hinter dem Gebüsche mit seinem Vater auf's Land ging, traf, und zwar so, daß er gleich todt niedersank. Der Kaiser wußte es nicht und konnte es nicht vermuthen. Sobald er

aber den traurigen Vorgang erfuhr, schickte er sogleich alles Geld, das er bei sich hatte, und das fünfzig Ducaten betrug, dem Vater zu und ging sehr traurig nach Hause. Der Kummer des Kaisers darüber war so groß, daß er zwei Tage nicht ausging und sich seitdem entschlossen haben soll, nicht mehr auf die Jagd zu gehen. Dem unglücklichen Vater schickte er noch zweitausend Ducaten. Der Arme gerieth beim Anblick dieser Summe wie außer sich. „Die Vorsehung“ — sprach er — „hat mich mit Kindern reichlich gesegnet; aber alle waren zur Armuth und zum Elende bestimmt; die Vorsehung hat es gewollt, daß ich einen Sohn verlieren sollte, um alle andern Kinder wohlhabend zu machen; ich bin vollkommen getröstet und lobe Gott und segne den Kaiser, der für das Unglück nichts kann und mich und die Meinigen glücklich macht.“ —

So weiß Gott das Böse zum Guten zu lenken.

---

11. Der Schutzengel wacht. *)

Der „christliche Feierabend“ (aus Tirol) erzählt schlicht und einfach Folgendes: Einen Beweis

---

*) Manche Vorfälle des Lebens scheinen so bedeutungslos, und doch ist Alles und Jedes ein Werkzeug in der Hand Gottes, das zu unserm Heile dient. Auch hierin zeigt sich die anbetungswürdige Vorsehung Gottes, welche sich der heiligen Engel bedient, uns in Gefahren des Leibes und der Seele zu beschirmen, wovon die heilige Schrift und das tägliche Leben so viele Beweise liefert. Da es nicht blos Kindern, sondern auch Er-

davon, daß Gottes schützender Engel über uns wacht, liefert ein an sich unbedeutender Vorgang in einer Curatkirche in der Nähe von Innsbruck. Ein braves Kind hatte die Freude, dem Priester am Altare zu dienen; da es aber zu klein war, um die gewöhnlichen Ministrantenröcklein anziehen zu können, so ließ man ihm ein eigenes, passendes verfertigen. Das Kind hatte sein Vergnügen daran, und ermangelte nicht, bei jeder Gelegenheit zu erscheinen und fleißig zu ministriren. Neulich kam es soeben, um beim abendlichen Seelenrosenkranze, der fast überall in Tirol während der Seelenoctave gebetet wird, seinen Dienst auszuüben, und will sein Chorröcklein anziehen; allein das Röcklein ist nirgends zu finden, so sehr es sucht und darnach forscht. Schon schlägt die Stunde, vor den Altar zu treten, aber das Röcklein will nicht zum Vorschein kommen. „Laß es heute gut sein," spricht der Priester zum Kinde; „ich bin schon mit einem Ministranten zufrieden; du kannst indessen da bleiben." Traurig fügte sich der Kleine in diese Anordnung, und glaubte völlig, es könnte der Rosenkranz ohne ihn fast nicht recht gebetet werden. Aber was geschieht? Während des Rosenkranzes stürzt plötzlich das Vorgitter eines kleinen Oratoriums an der Seite des Altares herab gerade auf die Stelle, wo der Kleine zu knieen gekommen wäre, wenn er in seinem Chorröcklein ministrirt hätte. Die Folge davon wäre, wenn nicht schneller Tod, so doch wenigstens eine sehr bedeutende Ver-

---

wachsenen, die noch ein unverdorbenes Herz haben, zur Freude gereicht, Erzählungen vom Schutze der Engel zu vernehmen, so finde ich mich bewogen, hier einige Erzählungen folgen zu lassen.

letzung des Kindes gewesen; denn das Gitter, obwohl von Holz, war doch sehr schwer, und hätte von der Höhe herab den kleinen Ministranten sicher erbärmlich zugerichtet. Hat da nicht der heilige Schutzengel gewacht? O doch; denn gleich darauf ward das Chorröcklein wieder gefunden.

„Sind sie nicht allzumal dienstbare Geister, denen zum Beistande gesandt, welche das Erbgut des Heils in Besitz nehmen werden?“ Hebr. 1, 14.

---

12. Unsichtbare Gespielen.

Nicht nur Propheten, wenn sie in der Wüste sitzen, wie Elias unter dem Wachholder; nicht nur Apostel, wenn sie in Ketten liegen, wie Petrus in Jerusalem; nicht nur fromme Kaiser, wenn sie sich auf Felsen verirren, wie Maximilian auf der Martinswand — sondern auch gute Kinder, wenn sie hinter Felsen verkommen und unter dem Haselbusch sitzen, wie der vierjährige steyerische Knabe, von dem ich jetzt erzählen will, können wider Menschen-Vermuthen erhalten werden von Gottes Engeln, und das mitten unter Abgründen oder Schneehaufen.

Dies kleine Bübchen, in schlechtem Röcklein und in Schuhen ohne Strümpfe, begleitete im Vorfrühling seinen Vater auf das Feld, da wieder ziemlich Schnee lag. Während der Vater seinen Acker umzäunte, spielte das Knäbchen munter mit dem neuen Hunde, und hörte es nicht, daß der Vater rief: „Geh doch heim, es ist ja kalt!“ — Unter dem Spiel kam das Kind

immer weiter ab, bis es der Vater auf einmal nicht mehr sah, und dachte: „Es wird mit dem Hunde heimgegangen sein.“

Aber wie erschrak er, als er zu Mittag nach Hause kam, und Niemand von dem Jungen Etwas wissen wollte. Alle liefen nun hinaus, um zu suchen — Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Knecht, Magd und Hündlein, und suchten und suchten allenthalben, und fanden ihn nicht. Und es kam die Nacht herbei und der Mond suchte mit, und das halbe Dorf; und die Sonne kam auch wieder und half auch suchen, aber — da war kein Knabe zu hören, noch zu sehen. Endlich um Mittag sah man im tiefen Schnee, auf einem unbetretenen Felspfade, kleine Fußstapfen, die hinter Felsen hinauf führten, sich aber bald wieder verloren. — Ein wackerer Knecht ließ nicht ab und stieg immer höher die Felsen hinauf, und rief oft das Kind beim Namen. Auf einmal antwortete es: „Da bin ich! da!“ — Und wie der erfreute Knecht nun eine Schneewand hinunter gestiegen war — da saß das Jüngelchen auf grünem Rasen bei einem neu ausgeschlagenen Haselbusch und spielte mit Blumen und grünen Zweigen. Und als man es fragte: „Bist Du denn nicht verhungert?“ sagte es: „Nein!“ — und als man es fragte: „Hat Dich denn nicht gefroren?“ sagte es auch: „Nein!“ — und als man es fragte: „Weißt Du denn, daß Du die ganze Nacht da oben warest?“ sagte es auch: „Nein!“ — Aber als man es fragte: „War denn Niemand bei Dir da oben?“ sagte es: „Ja, wir haben recht schön gespielt!“ — konnte aber keinen nähern Be-

scheid geben. Da gedachten die Eltern des Psalmspruches:

„Er hat seinen Engeln deinetwegen befohlen, dich zu behüten auf allen deinen Wegen. Auf den Händen werden sie dich tragen, daß nicht etwa dein Fuß an einen Stein stoße.“ Ps. 90.

Und sie lobten Gott und erlebten Freude an diesem Söhnlein.

---

13. Das Lämmergeier-Anni.

Anna Zürbucher, in Habcheren im Berner Oberlande, wurde als ein fast dreijähriges Kind von seinen Eltern, welche zur Arbeit auf das Feld gingen, mitgenommen. Der Vater setzte das Kind nahe bei einer Scheune nieder, und da es bald darauf einschlummerte, bedeckte er ihm das Gesicht mit einem Strohhute und ging seiner Arbeit nach. Als er kurz darauf mit einem Heubunde beladen zurückkehrte, war das Kind fort, und die Eltern und die Thalbewohner suchten es überall vergebens. Unterdessen ging Heinrich Michel von Unterseen, gewiß nicht ohne besondere Fügung Gottes, auf einem wilden Pfade, den sonst selten ein Mensch betrat, dem Bache nach und hörte zu seinem Erstaunen ein Kind schreien. Mit schnellem Schritte eilte er dem Geschrei zu; da erhob sich, von ihm aufgeschreckt, von einer kleinen Anhöhe ein Lämmergeier und schwebte über den tiefen Abgrund hin. Am Rande des Abgrundes, in dessen Tiefe der Bach dahinbraust, fand nun Michel das Kind, das keine andere Verwundung hatte, als am linken Arme und

der linken Hand, woran es wahrscheinlich von dem Raubvogel gepackt worden war. Schuhe, Strümpfe und Käppchen waren verloren. Dies geschah den 12. Juli 1763. Die Anhöhe, wo das Kind gefunden wurde, ist von der Scheuer, wo es schlummerte, etwa vierzehnhundert Schritte entfernt. Man nannte das so wunderbar aus den Klauen des Lämmergeiers errettete Mädchen fortan nur das „Lämmergeier-Anni".

Eine ähnliche Begebenheit ereignete sich im Jahre 1813 im Lauterbrunner Thale in der Schweiz. Da geschah es, daß ein Lämmergeier ein Kind, das auf der Wiese schlief, ergriff, gegen tausend Fuß hoch emportrug, dann wieder fallen ließ; es wurde auf einer Leinwandbleiche gefunden, und war zum Glücke ganz unbeschädigt.

---

14. Das einstürzende Haus.

Im Leben des heiligen Polykarpus lesen wir, daß er einst in einer kleinen Herberge ankam, wo er, von der langen Reise ermüdet, nach einem dürftigen Abendessen sich zur Ruhe niederlegte. Plötzlich hört er sich beim Namen rufen. „Was ist's?" fragte er erstaunt. Und eine Stimme erwiederte: „Stehe eilig auf und entferne Dich aus diesem Hause; denn bald wird es zusammenstürzen!" — Der Heilige stand alsbald auf, weckte seinen Reisegefährten, einen Diakon, und ermahnte ihn zum eiligen Aufbruche. Doch dieser, von Schläfrigkeit überwältigt, machte Gegenvorstellungen, bis auch er die Stimme und zwar in ernsterm und dringenderm Tone vernahm. Erschrocken fuhr nun der

Diakon empor, warf sich in seine Kleider, und eilte mit dem Heiligen in's Freie. Und siehe! kaum waren sie einige Schritte fort, so stürzte das Haus krachend zusammen. Die Geretteten warfen sich voll des Dankes auf ihre Knie nieder, und Polykarp betete laut: „O allmächtiger und höchst gütiger Gott! der Du die Zerstörung Ninive's durch einen Propheten Jonas vorherverkündet und den Einwohnern die Gnade verliehen hast, der so drohenden Gefahr zu entgehen, wir loben und preisen Dich aus ganzem Herzen, daß Du uns durch Deinen Engel diese so nahe Gefahr bekannt gegeben und gnädigst von uns abgewendet hast."

---

15. Es kommt von Oben!

In einem Lande, Frankreich heißt es, war einmal ein armer Knabe, man nannte ihn nur „den kleinen Peter". Er hatte keine Eltern mehr und mußte sein Brod vor den Thüren betteln. Und da er schön singen konnte, so ging er selten leer von einer Thüre weg. Er hatte aber die sonderbare Gewohnheit, daß er immer die Worte im Munde führte: „Es kommt von Oben!" Sein Vater nämlich hatte ihm auf dem Sterbebette — er wird aber vielleicht kein Bett gehabt haben, denn er war sehr arm — gesagt: „Mein lieber Peter! Du bleibst jetzt allein zurück, und es wird Dir in der Welt viel begegnen, was Dir nicht gefällt; aber denke nur immer: Es kommt Alles von Oben, so wird Dir's leicht werden, Alles zu tragen." Das hatte sich

der kleine Peter gemerkt, und damit er's nicht vergessen könne, so hat er's immer so laut gedacht, daß man's hören konnte: „Es kommt von Oben." Klopfte er an einem Fenster und es hieß drinnen: „Wer da?" so antwortete er: „Ein Almosen dem kleinen Peter!" oder er sang draußen ein Strophe, z. B.

Dem kleinen Peter eine Gabe!
Er gehet ohne Hut und Schuh
Auf seine Heimath droben zu;
Auf Erden hat er keine Habe.

Dann wußte man schon, wer draußen sei und brachte ihm Etwas an's Fenster oder vor die Thüre. Für jedes Almosen aber dankte er mit den Worten: „Ich danke, es kommt von Oben." — Als der kleine Peter größer wurde, fing er an, darüber nachzudenken, was die Worte: „Es kommt von Oben," bedeuten. Und weil er verständig war, so sah er bald ein, die Sünde könne nicht von Gott kommen; weil man aber doch glauben müsse, daß Gott die Welt regiere, so könne man wohl bei Allem, was geschieht, sagen: „Es kommt von Oben." Ich weiß nicht, ob er Recht gehabt hat; aber so viel weiß ich, daß es ihm gut gegangen ist bei seinem Glauben. Denn als er einmal durch die Stadt ging, so kam ein heftiger Sturmwind, und ihm fiel ein Ziegel vom Dache auf die Schulter, der ihn zu Boden warf. Sein erstes Wort war: „Es kommt von Oben." Die Leute lachten ihn aus und meinten, er sei nicht recht gescheidt; denn es sei doch natürlich, daß die Ziegel von Oben herab fallen und nicht von Unten hinauf; aber sie verstanden nicht, wie er es meinte. Und siehe, eine Minute später riß der Sturmwind in derselben Straße ein ganzes Dach

ein, das drei Menschen auf der Straße tödtete. Wäre nun der kleine Peter fortgegangen, so wäre er gerade in dem Augenblicke, wo das Dach einfiel, an diese Stelle gekommen und wäre erschlagen worden. Es kam also wirklich von Oben, daß der Ziegel auf ihn fiel; aber nicht blos vom Dache, sondern noch höher, vom Himmel herab.

Ein andermal mußte er einem vornehmen Herrn einen Brief in die nächste Stadt tragen und die größte Eile wurde ihm befohlen. Unterwegs mußte er über einen Wassergraben springen. Aber der Graben war zu breit, der kleine Peter fiel hinein und wäre bald ertrunken. Der Brief blieb im Schlamme stecken und konnte nicht wieder gefunden werden. Als der kleine Peter wieder auf den Füßen stand, sagte er: „Es kommt von Oben." Er ging hierauf wieder heim und erzählte dem vornehmen Herrn sein Unglück. Dieser wird über die Maßen zornig und treibt ihn mit der Peitsche zur Thüre hinaus. Als der kleine Peter auf der Straße war, sagte er: „Es kommt von Oben." Den andern Tag läßt ihn der vornehme Herr zu sich kommen und sagte ihm: „Höre! Da hast Du zwei Ducaten dafür, daß ich Dich gestern so gestraft habe. Hättest Du den Brief richtig an Ort und Stelle abgeben können, so wäre ich höchst unglücklich. Die Umstände haben sich schnell geändert."

Ich könnte noch Mehreres der Art von dem kleinen Peter erzählen. Als er schon ein großer Peter war, — man nannte ihn immer noch den kleinen Peter, — kam ein reicher Engländer; der hörte von ihm und ließ ihn zu sich rufen, um ihm ein Almosen zu geben. Als der kleine Peter in die Stube trat, fragte ihn der

Engländer: „Was meinst Du, Peter! warum habe ich Dich zu mir kommen lassen?“ Peter antwortete: „Es kommt von Oben.“ Das gefiel dem Engländer; er war gleich besonnen und sagte zu Peter: „Du sollst Recht haben, ich will Dich zum Bedienten behalten und Du wirst es gut haben. Willst Du das annehmen?“ „Es kommt von Oben,“ — sagte Peter, — „warum sollte ich's nicht annehmen?“ So nahm ihn der reiche Engländer mit fort. Es that Allen leid, daß er nimmer vor ihre Fenster kam, seine schönen Verse zu singen. Aber das Betteln war ihm selbst schon einige Zeit verleidet, und gelernt hatte er Nichts, deswegen mochten wir es ihm wohl gönnen, daß er versorgt wurde. Lange nachher haben wir gehört, daß der reiche Engländer — Schmidt hieß er — als er starb, dem kleinen Peter eine große Summe Geld vermacht habe, und daß er jetzt ein wohlhabender Mann in einer großen Stadt in England sei, er sage aber noch zu Allem, was geschieht: „Es kommt von Oben!“

---

16. Geben ist seliger als Nehmen.

Ein reicher Jüngling ging mit einem gesetzten Manne spazieren. Am Wege trafen sie ein Paar beschmutzte Schuhe, die einem Armen gehörten, der, wie sie sahen, demnächst eine saure Arbeit auf dem Felde beendigte. „Wir wollen,“ sprach der Jüngling, „uns einen Spaß machen, die Schuhe verstecken und aus dem nahen Gebüsche heimlich zusehen, was der Mann

macht bei dem Verluste seiner Schuhe." — „Mein Freund," erwiederte der Aeltere, „man muß sich nie auf Kosten der Armen lustig machen. Sie sind reich, und daher im Stande, sich und dem armen Manne zugleich ein viel schöneres Vergnügen zu bereiten. Legen Sie in jeden Schuh einen großen Thaler, und dann wollen wir uns verbergen." Der Jüngling gehorchte; und jetzt stellte er sich mit seinem Begleiter hinter das nahe Gebüsch, durch welches hindurch sie jedoch den Mann bequem beobachten und seine etwaigen Aeußerungen der Verwunderung und Freude vernehmen konnten. Bald hatte der arme Mann seine Arbeit vollendet, ging dem Acker entlang und schlüpfte mit dem einen Fuße in einen seiner Schuhe. Er fühlte etwas Hartes, bückte sich und fand den Thaler. Verwunderung malte sich auf seinem Gesichte, er betrachtete das Geld und forschte, ob es nicht etwa Jemand in der Nähe gehörte. Da er aber Niemand sah, steckte er es in die Tasche, wollte den andern Schuh anziehen und fand abermals einen Thaler. Er blickte gen Himmel und rief aus: „Mein Gott, so ist es doch wahr, daß Du Keinen verläßt, der auf Dich bauet! Du wußtest, daß meine Kinder kein Brod haben und mein Weib krank darnieder liegt. Da hast Du mir, lieber Vater, durch ein frommes Herz dieses Geld zugesandt, damit meiuer größten Noth geholfen werde. Laß mich das nie vergessen und stets um Deinen Segen flehen für meinen unbekannten Wohlthäter." — In tiefster Rührung, mit Thränen in den Augen stand der Jüngling da und sein Begleiter sprach zu ihm: „Sind Sie jetzt nicht vergnügter, als Sie es gewesen wären, wenn Sie den thörichten Spaß

ausgeführt hätten?" — „Ach, verehrter Freund," erwiederte der Jüngling, „Sie haben mir hier eine Lehre gegeben, die ich nimmermehr vergessen will; jetzt verstehe ich des Heilandes Wort: „Geben ist seliger als Nehmen."

Nahe dich keinem Armen, ohne daß Du wenigstens den Wunsch hast, ihm Gutes zu thun. Denn wer guten Willen hat, dem gibt Gott so gern das Vollbringen.

---

17. Ein liebliches Bild.

Vor vierunddreißig Jahren, am 18. August 1834, gingen Kaiser Franz I. und seine Gemahlin Carolina Augusta in dem schönen Parke von Laxenburg spazieren, und sahen mit Freuden den lieblichen Spielen ihres geliebten Enkels, Franz Joseph, des jetzigen Kaisers von Oesterreich, zu, der seinen vierten Geburtstag feierte.

Der kleine Prinz saß in einem Gartensaale, umgeben von den Spielsachen, welche er zu seinem Geburtstage erhalten hatte.

Am Eingange stand eine Schildwache und der Soldat schien mit inniger Theilnahme das spielende Kind zu betrachten.

Aber auch der Knabe schien an dem Soldaten Gefallen zu haben; er sah ihn lange aufmerksam an, lief auf seinen Großvater zu, und fragte: „Nicht wahr, Großpapa, der Mann da ist recht arm?"

„Warum meinst Du das, mein liebes Kind?" entgegnete lächelnd Kaiser Franz.

„Nun, weil er Wache stehen muß.“

„Mein Kind, das müssen auch reiche Leute, selbst die kaiserlichen Prinzen! aber bei dem Manne hast Du es errathen, er ist arm. Darum geh' zu ihm hin und gib ihm hier diese Banknote.“

Das ließ sich der Prinz nicht zweimal sagen; er lief zu dem Soldaten hin, und hielt ihm freudig die Banknote hin, indem er sagte: „Da, armer Mann! das schickt Dir der gute Großpapa.“

Die Soldaten dürfen aber, wenn sie Wache stehen, Nichts annehmen; der Soldat machte ein ernstes Gesicht, und schüttelte verneinend den Kopf.

Franz Joseph steckte verlegen das Fingerchen in den Mund, und sah, als wenn er fragen wollte, bald auf den Großvater, bald auf den Soldaten.

Kaiser Franz betrachtete bei sich auf einige Augenblicke dieses liebliche Bild; dann sagte er freundlich lächelnd: „Geh hin, Pepi, und steck' ihm das Geld in die Patrontasche; das ist nicht verboten. In die Hand darf er Nichts nehmen.“ Der Kleine lief hin; aber da die Patrontasche zu hoch hing, konnte er selbst mit dem ausgestreckten Aermchen sie nicht erreichen, und wußte wieder nicht mehr, was er thun sollte.

Da kam der Kaiser herbei, hob den Enkel empor; die Kaiserin machte die Patrontasche auf, und der kleine Prinz steckte, voll der Freude, die Banknote hinein. Dann lief er wieder zu seinen Spielsachen hin, und rief vergnügt: „Nicht wahr, Großvater, jetzt ist der Mann nicht mehr arm?“

„Wir wollen schon machen,“ gab der Kaiser zur Antwort, erfreut über das edle Herz seines geliebten Enkels, und setzte seinen Spaziergang fort.

Am folgenden Tage ließ der Kaiser nachfragen, wie sich jener Soldat aufführe.

Man erzählte ihm, er sei einer der bravsten Soldaten im ganzen Regimente, der einzige Sohn einer armen Wittwe, und unterstütze dieselbe von seiner Löhnung und dem kärglichen Verdienste seiner freien Stunden.

„Gelt, Caroline,“ sagte Kaiser Franz gerührt zu seiner edlen Lebensgefährtin, „so einen braven Sohn muß man seiner alten Mutter zurückgeben.“

Es hätte, um den Soldaten frei vom Dienst zu machen, nichts Anderes gebraucht, als seinen eigenen Willen; da aber auch der Kaiser, wie Franz I. oft sagte, der erste Unterthan des Gesetzes ist, und nicht immer thun kann, wie er will, so überschickte er dem Hofkriegsrathe die Summe Geldes, welche zum Loskaufen nöthig war, und somit war der brave Sohn seiner Mutter zurückgegeben.

Diese liebliche Begebenheit mit dem kleinen Prinzen hatte der berühmte Maler Peter Fendi bemerkt, der eben im Schlosse beschäftigt war, und dieser verewigte dieselbe durch ein liebliches Bild. Das erhabene Gemälde hängt in den Zimmern der edlen Mutter der Armen — der Kaiserin Caroline Auguste.

---

18. Die zwei berühmten Maler.

Zeuxis und Parrhasius waren sehr berühmte Maler. Sie wetteiferten unter einander, wer den Namen des besten Malers verdienen würde. Zeuxis hatte

Weintrauben gemalt, und zwar so naturgetreu, daß die Vögel herbeiflogen, und davon herabpicken wollten, als wenn sie wirklich von der Natur hervorgebracht worden wären. Alle Anwesenden bewunderten das Gemälde, und überhäuften den Künstler mit den größten Lobsprüchen. Nun zeigte Parrhasius Allen, welche zugegen waren, sein Gemälde, welches einen gemalten Vorhang vorstellte. Er war so täuschend gemalt, daß Zeuxis in der Meinung war, es sei ein wirklicher Vorhang, und zu Parrhasius sagte: „Zieh' doch einmal den Vorhang hinweg, und zeige mir, was Du gemalt hast!" Nun sah Zeuxis wohl ein, wie sehr er sich geirrt habe. Er gestand aber dem Parrhasius den Preis zu, und sprach zu ihm: „Du hast mich weit übertroffen! Ich habe nur Vögel getäuscht; Du aber einen Künstler."

Diese Rede eines heidnischen Künstlers ist wohl ein beschämendes Beispiel für viele christliche Gewerbsleute, die sich unter einander aus Brod- und Künstlerneid verfolgen und anfeinden.

---

19. Die Habsucht.

An einem Frühlingsabend des Jahres 1618 (Ballingham verbürgt diese Begebenheit) trat ein junger polnischer Kriegsmann in eine Wirthsstube zu Pultawa. Er schien sehr fröhlicher Laune und von Herzen vergnügt zu sein, auch wohl ein lustiges Vorhaben ausführen zu wollen, denn er sah den Wirth und die Wirthin mit überaus freundlichen Blicken an,

und benahm sich ganz heimisch und vertraulich, setzte auch einen gewichtigen Beutel voll Geld auf den Tisch, den Wirth ersuchend, er möchte ihm selbes bis zum nächsten Morgen verwahren. Und nachdem er, unter mancherlei Scherzen und seltsamen Anspielungen sein Abendmahl eingenommen, begab er sich endlich in das Schlafgemach, das man ihm zurecht gemacht. Inzwischen hatte der Wirth schon lange mit Lüsternheit den Geldsack beäugelt, und die Judasfrage: Was wirst du mir geben: Gold? Silber? oder wohl gar nur Kupfer? ließ ihn nicht ruhen, bis er den Sack eröffnete, und dieser nun, mit den strahlenden Blicken des Goldes, so drinnen aufgehäuft war, ihm die Antwort gab: Alles dieses werde ich dir geben, sofern der Eigenthümer Nichts dagegen einzuwenden hat. — Auf den Fürwitz folgte alsbald die Begierde, und auf die Begierde die Grausamkeit. — Siehe, sprach der Wirth zu seinem Weibe, welch' ein Glück uns da entgegen kommt! wie könnte uns da mit einem Male gänzlich aufgeholfen werden! Die Gelegenheit war lockend, der ruchlose Entschluß war bald gefaßt, und was der Mann nicht wagte, dessen unterfing sich das Weib. Mit kaltem Blute trat sie, mit einem scharfen Messer bewaffnet, zu dem Lager hin, auf welchem der junge Mann im tiefen Schlummer lag. — Wohlan denn, du wackerer Kriegsmann, dein Stündlein ist gekommen. Nirgends durftest du eine größere Sicherheit erwarten, als hier, in diesem, deinem Herzen so freundlichen Hause, nirgends, als gerade hier, soll der Tod dich erreichen. Wie viele Waffen von Eisen und Stahl waren schon oft gegen Dich gezückt, ohne dir zu schaden? aber du hast goldene Waffen in's Haus gebracht,

zu deinem Verderben. Nicht ohne Blut hast du dies Geld gesammelt, nicht ohne Blut sollst du es wieder verlieren. Schon hat das Messer seinen Dienst gethan; eilfertig wird im Hofe eine Grube gegraben, und der Unglückliche hineingescharrt; die finstere Nacht hat über die grause That ihre Fittige ausgebreitet. Aber kaum hat die Morgendämmerung sich gezeigt, als schon hastig und heftig an der Pforte geklopft wird. Zögernd und zitternd öffnet die Wirthin, fröhlich, fast jubelnd eilt ihre Tochter herein. „Wo ist der Bruder?" ist ihr erstes Wort. Die Eltern verwundern sich, und begreifen nicht, was sie meine, sie aber beharret immer dringender auf ihrer Frage. „Ihr scherzet wohl nur," sagt sie, „habe ich ihn doch sicherlich gestern Nachmittag angetroffen, und nachdem er sich nach Euch erkundigt, an dem Muttermal am rechten Arm ihn erkannt; weil ich aber, wie Ihr wisset, im Dorfe zu thun hatte, so konnte ich nicht gleich mit ihm kommen, darum habe ich in der Nacht mich aufgemacht, um recht bald wieder hier zu sein." „Was redest Du da?" schrieen die Eltern, „wie ist das glaublich?" „Wo ist er denn, schläft er noch?" — Er schlief freilich. — Bleich und starr vor Entsetzen standen die Mörder ihres Sohnes, dann warfen sie sich zur Erde, rauften sich die Haare aus, und erfüllten das Haus mit ihrem Klagegeheul; der Vater ging endlich hinaus, und erwürgte sich; die Mutter ermordete sich mit demselben Messer, das sie gegen ihren Sohn gezückt. — O schreckliche Folgen der Habsucht!

20. Ehrlichkeit — ein Capital.

Auf der Kölner Straße in Rheinpreußen ging ein armer Familienvater mit Aufträgen und Briefen. Er betete aus dem innigsten Herzensgrunde: „Vater unser... gib uns heute unser tägliches Brod!“ — „Sieh' mal da!“ sagte er plötzlich, bückte sich und hob von der staubigen Straße ein Päcklein in blauem Umschlag auf, das nicht einmal versiegelt war, und stand darauf geschrieben: „Einhundert Thaler in Kassenanweisungen,“ das ist in Papiergeld, was aber bekanntlich so viel gilt als harte Thaler. Da durchzuckte im ersten Augenblicke den Boten eine gewaltige Freude und er dachte: „Wenn die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten.“ Aber im nächsten Augenblicke faltete der arme Mann seine Hände und betete laut: „Führe uns nicht in Versuchung.“ Er stand eine Weile still und dachte: „Der, der's verloren hat, braucht's auch; ich wollt', ich könnt's ihm wiedergeben!“ — Solche Gedanken hört immer Einer, der nichts Gutes vergißt, das ist der Herr im Himmel, der wohl weiß, wie Er's lenken soll. Der Bote sieht sich überall um, aber es ist Niemand da, den er fragen konnte, ob er Etwas verloren. Er war aber noch nicht weit fortgegangen, da kam Einer hinter ihm hergestiefelt, daß man hätte glauben sollen, er sei auch ein Bote und ginge expreß. Als er zu dem Boten kam, war's ein wohlgekleideter Herr, dem man's eben ansah, es fehle ihm nicht das Brod für seine Kinder, wenn er noch deren hätte. „Guten Morgen!“ sagte er zu dem Boten, „habt Ihr Nichts gefunden?“ „Was habt Ihr denn verloren?“ fragte

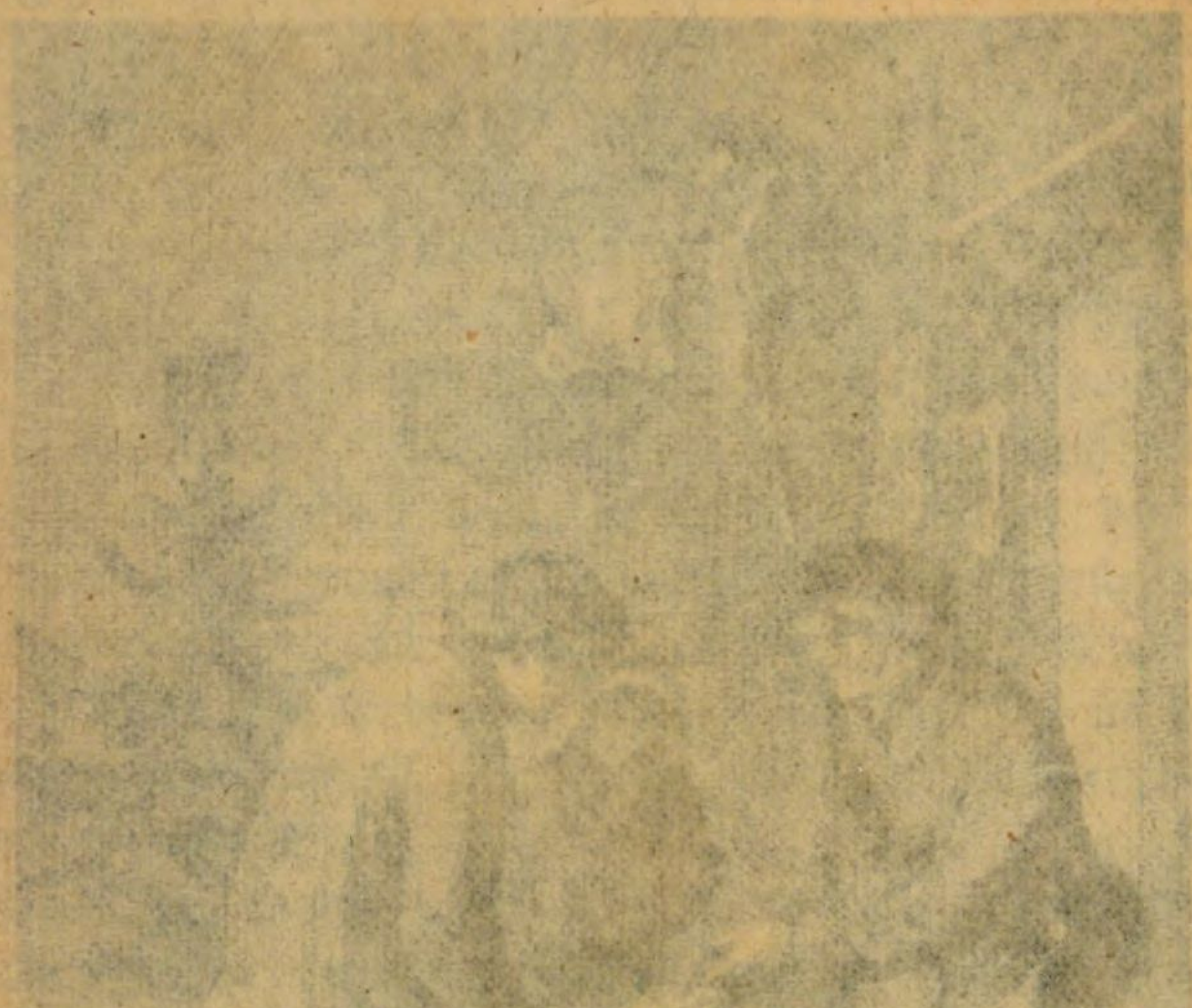
der Bote, um Gewißheit zu erhalten, ob er denn auch der Rechte sei. „Ein Päcklein in blaues Papier geschlagen, unversiegelt und steht darauf geschrieben: Ein hundert Thaler in Kassenanweisungen, und drinnen in dem Papier liegen zwanzig Fünfthalerstücke," sagte der Fremde. „Seht 'mal zu, ob es das ist," sagte der Bote und reichte dem Fremden das unverletzte, unverkürzte Päcklein. Mit freudigem Erstaunen sieht der Herr das Päcklein und den Boten an, greift dann rasch hinein, nimmt ein Fünfthalerstück und drückt's in des Boten Hand. Der will's wohl anfänglich nicht annehmen, am Ende aber läßt er sich denn doch überreden und nimmt's mit vielem Danke. Der Fremde meint, er müsse danken, läßt sich des Boten Namen sagen, drückt ihm dankbar die Hand und geht. „Finden, finden, wiedergeben! hat meine selige Mutter immer zu mir gesagt," sprach nun der glückliche Bote zu sich, „und es ist wahr; es ist so gut als gestohlen, wenn man gefundenes Gut behält und weiß, wer's verloren hat. Die hundert Thaler hätten mir auf der Seele gebrannt, aber die fünf, die mir der Ehrenmann geschenkt hat, sind ein rechter Segen und wie froh will ich Gott danken, wenn ich nun davon doch mehr als eine Woche Brod habe mit meinem Weib und meinen Kindern. Der heut' gesorgt hat, wird auch weiter sorgen. Halleluja!"

Jetzt hob sich sein Fuß federleicht und bei Zeit kam er am Orte seiner Bestimmung an. Der Rückweg wurde ihm noch leichter, denn er hatte einen guten Botenlohn und die fünf Thaler extra. Als er bei Solingen, das war seine Heimath, eintrat und links bei den ersten Häusern den bekannten Bäckerladen sah



Moosrosen.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.



mit dem köstlich duftenden Brode, ließ er sich für seinen Botenlohn zwei Brode geben und eilte heim. Da war ein Jubel unter den Kindern! Aber der Vater sagte: „Erst Gott danken, dann essen!“ Und das jüngste Kind hob an: „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast, segne uns, was Du uns bescheret hast.“ Und als sie das Alle fromm mitgebetet hatten, schnitt der Vater vor und es schmeckte königlich. Während des Essens erzählte er ihnen seine Geschichte mit den hundert Thalern und ermahnte sie, ehrlich allerwegen zu sein, und er legte die fünf Thaler auf den Tisch. „Seht,“ sagte er lachend, „ich habe die hundert Thaler an den Herrn ausgelehnt und er hat mir die Zinsen gleich für ein Jahr vorausbezahlt.“ Die fromme Mutter faltete die Hände, sah gen Himmel, bewegte leise die Lippen und redete mit dem Herrn droben; dann sagte sie: „Ja, liebe Kinder, Ehrlichkeit ist ein Kapital, das Zinsen trägt auf Erden und im Himmel!“ Und darauf drückte sie ihres Mannes Hand und sah ihn an mit einem seligen Lächeln und das waren auch wieder Zinsen von dem Kapitale der Ehrlichkeit. Das Hungerleiden endete mit der gesegneten Ernte dieses Jahres und die hungerbleichen Gesichter bekamen wieder Farbe und Leben. Auch unser Bote lebte wieder ordentlich auf und pries Gott, den Herrn, für die fünf Thaler, die ihm recht durchgeholfen hatten. Nach und nach aber vergaß er die Geschichte fast wieder. So kam Weihnachten. Am Morgen des ersten Festtages, als die Familie aus der Kirche kam und die Kinder sich ihres Christbäumleins und ihrer Lebkuchen freuten, da schritt mit seinen langen Beinen der Postbote in's Haus. „Der muß im Irrthume sein,“ sagte die Frau. „Wir

kriegen keine Briefe!“ Aber der Postbote war nicht im Irrthume. Der Brief lautete auf den Boten, ihren Mann, ganz richtig, war franco und es lagen fünf Thaler darin. Da machten sie große Augen und wußten nicht, was sie sagen sollten, und der Vater las die Adresse noch ein Mal und meinte, es müsse ein Irrthum sein; aber es war richtig sein Vor- und Zuname, und er erbrach ihn zitternd, und es fiel ein Fünfthalerstück heraus und stand also dabei geschrieben: „Da Ihr mir auf der Kölner Landstraße, dann und dann hundert Thaler geliehen habet, nämlich: ich hatte sie verloren und Ihr hattet sie gefunden und gabt sie mir wieder, so will ich hierbei dankbar die Zinsen abtragen, wie es recht und billig ist. Wendet sie gut an, lehret Eure Kinder ehrlich sein, wie Ihr, so wird's an den Zinsen eines solchen gottgefälligen Kapitales niemals fehlen! Gott befohlen und glückliche Feiertage!“ Das war das Brieflein und sonst mir Nichts und dir Nichts, kein Ort, kein Datum, kein Name! Da pries der Vater mit lauter Stimme Gott, nahm die fünf Thaler und bezahlte sie auf den Hauszins und sein Herz jubilirte in seiner Brust, und die Mutter sagte, selig lächelnd: „Seht Ihr's, die Ehrlichkeit ist ein Kapital, und der liebe Herrgott sendet die Zinsen richtig, entweder in seinem Segen äußerlich, oder innerlich im Herzen, oder meist in beider Weise; darum, ihr Kinder, schreibt Euch das Verslein in die Seele:

„Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!“

Seitdem aber ist alle Weihnachten das Brieflein

und die fünf Thaler richtig angekommen, und das hat allemal ein schönes Stück Hauszins herunter gemacht, und sie haben nicht vergessen, Gott zu danken und ihrem unbekannten Wohlthäter, und ich wollt' wetten, daß dem die Zinsen auch Zinsen trugen in seinem edlen Herzen und in seinem Geschäfte; denn über solche Kapitalien und Zinsen führt der Herr im Himmel das Hauptbuch.

Nun, werther Leser, solche Zinsen wird die Ehrlichkeit nicht gerade immer tragen, aber jedenfalls andere noch kostbarere. Wenn du einen sich bietenden unerlaubten Gewinn um Gottes willen zurückweisest, so erwirbst du dir eine Actie auf den Himmel. Eine solche Actie ist Dem, der sie zu schätzen weiß, nicht feil für tausendmal fünf Thaler auf Weihnachten.

---

21. Schöne Handlungsweise eines Offiziers.

In einer Stadt Frankreichs lebte eine adelige Familie, die aber durch unglückliche Schicksale und durch die Zeitumstände fast um all' ihr Vermögen gekommen war. Die unverschuldet verarmten Eltern hatten eine einzige Tochter, welcher sie das Beste gegeben, was sie in ihrer Lage ihr schenken konnten, nämlich eine ausgezeichnete Erziehung. Die Tochter war, ohne zu übertreiben, ein in jeder Beziehung vortreffliches Mädchen. Es waren in ihr vereinigt alle Gaben der Natur und der Gnade; sie besaß hellen

Verstand, ein gutes Herz, Charakter, Schönheit und Talente, besonders aber glänzte an ihr das höchste aller Güter, eine zarte, ihr Alter weit überragende Frömmigkeit. — Gerade um dieselbe Zeit kam ein französisches Regiment in diese Stadt, um daselbst zu überwintern, und Einer aus seinen Offizieren, ein schon etwas bejahrter, aber durchaus rechtlicher und ehrenhafter Mann, erhielt das Quartier bei der oben genannten Familie. Dieser nun, ganz entzückt von den Eigenschaften der jungen Tochter, faßte eine Neigung zu ihr, und bat auch wirklich nach einiger Zeit die Eltern um ihre Hand. Diese, hocherfreut über das Glück ihrer Tochter, entgegneten dem Offiziere, daß sie sich zwar sehr geehrt fühlten, durch diese so gütige Bitte, daß sie aber leider beim besten Willen ihrer Tochter fast gar Nichts zur Mitgift reichen könnten.

„Ich verlange ja auch nur Eure Tochter," antwortete der Offizier, „Vermögen habe ich selbst genug." Die Eltern machten daher ihrer Tochter den Antrag, indem sie zugleich die große Gnade priesen, welche Gott durch diese Heirath, sowohl ihr als auch ihnen selbst, bezeigte. Sie aber sagte darauf kein Wort; denn die traurigen Verhältnisse ihrer Eltern erlaubten ihr nicht, den Antrag geradezu abzuweisen. Die Sache wurde also richtig gemacht und die Verlobung fand statt. Als aber der Hochzeitstag herangekommen war, erschien das Mädchen überaus traurig und niedergeschlagen, und als der Offizier seine Braut um die Ursache fragte, da antwortete sie in lauter Seufzern und Thränen. Endlich drang der Offizier mit aller Entschiedenheit in sie und forderte sie geradezu auf, sich zu erklären. „Nun denn," so erklärte sie seufzend,

„weil Sie es wünschen, mein Herr, so wissen Sie denn: daß ich heirathe, geschieht gegen meinen Willen, mein Verlangen ging nach dem Kloster und ich kenne keinen seligeren Wunsch. als in der Einsamkeit mich Gott zu weihen." „Aber warum haben Sie mir dies nicht gleich gesagt und was hielt Sie davon ab, Ihren Wunsch zu vollziehen?" sagte der Offizier. „Ach," entgegnete das Mädchen, „meine Eltern konnten mir bis zur Stunde die nothwendige Ausstattung nicht reichen." „Nun denn, wenn die Sache sich so verhält," erwiederte der Offizier, „so will ich keinen Augenblick länger der Rivale Gottes sein; ich werde Ihnen selbst die Ausstattung geben; folgen Sie dem Rufe Gottes." — Es geschah auch also! Das Mädchen trat auch alsobald in eines der geregeltsten Klöster ein. — Der Erzähler dieser edlen Handlung hielt die Predigt bei ihrer Einkleidung; der Offizier selbst war gegenwärtig und versammelte nach beendigter Ceremonie die Eltern der Gottverlobten zu einem frohen Gastmahle. Der Prediger war hierzu auch eingeladen und er hat versichert, daß die Liebesmahle der ersten Christen nicht erbauender gewesen sein könnten. Die Jungfrau lebte in ihrem Kloster zur allgemeinen Erbauung, und starb nach vier Jahren „den Tod der Gerechten", nachdem sie gelebt hatte „das Leben der Auserwählten".

Wie viele Gnaden wird Gott nicht diesem edlen Offizier geschenkt haben für eine so edelmüthige That! Eine großmüthige Handlung kann den Himmel uns verschaffen! Glücklich die Seelen, die solcher erhabenen Gesinnungen fähig sind! Mit einem einzigen Schritte laufen sie gleichsam zur Anschauung Gottes.

22. Kampf und Tod einer Jungfrau.

(Aus deu Papieren eiues Pfarrers.)

Heute habe ich mich ungemein erbaut. Ich brachte einer Jungfrau, welche stets die Zierde meiner Gemeinde gewesen, die heiligen Sterbesacramente. Sie selbst hatte inständigst darauf gedrungen. Es geschah heute zum dritten Male in ihrer Krankheit. Das erste Mal äußerte sie mir ihren Wunsch mit diesen Worten: „Lieber Herr Pastor! Ich wünsche, mich mit dem lieben Heilande ganz auszusöhnen, und mich verlangt schon lange, ihn zu empfangen. Wenn ich ihn in mir habe, dann wird es wohl besser mit mir, oder er bringt mir doch seine besten Gaben: Geduld, Ergebung, Vertrauen und den innern Frieden. Ich möchte zwar noch gerne leben, denn ich bin nun eben so weit, daß ich den guten Eltern helfen kann. Der Mutter wird es ohne mich recht sauer, sie ist alt und schwächlich; doch, ich bin zufrieden, was Gott thut."

Jetzt aber fühlte sie ihr Ende herannahen, war die Geduld und Ergebenheit selbst, und bereitete sich auf den wichtigen Schritt vor, wie es sich für eine Christin geziemt. — Die fromme Tochter ließ vor der Beichte ihre Eltern an's Krankenlager treten, und bat sie unter Thränen um Verzeihung dessen, was sie ihnen je zu Leide gethan. — „Ach, Kind!" sprach der Vater, „Du hast mir ja nie eine Thräne und nie einen Seufzer ausgepreßt!" — „Du hast mir ja nur Freude gemacht!" versetzte die Mutter unter lautem Schluchzen. — Jetzt beichtete die Jungfrau. — Wohl Dem, der mit Engelreinheit die Demuth dieser Jungfrau be-

wahrt! — Sie empfing die heilige Wegzehrung. Himmlische Freude verklärte das blasse Gesicht, Seelenruhe sprach aus allen Zügen, andächtig erhob sie die matten Hände, und was vorging in ihrem gläubigen, kindlichen Herzen: wer kann es beschreiben? — Dann ertheilte ich ihr die heilige Oelung. — Sie betete laut mit mir, wie schwer es ihr auch wurde. Angstschweiß träufelte von der Stirn und von den eingefallenen Wangen. Sie erhob sich mit den letzten Kräften, nach Luft haschend, und rief: „Mein Heiland, verlaß mich nicht in dieser Stunde!“ Sie fügte gleich hinzu: „Nicht mein Wille geschehe, sondern der Deine!“ — Wir öffneten das Fenster, Sonnenstrahlen beleuchteten das Antlitz der Dulderin. Das arme Kind dauerte mich. Nachdem sich die Jungfrau etwas erholt, wandte sie sich an ihr Schwesterchen, ein Kind von zehn Jahren, und bat es, gegen die Eltern gut zu sein, und der Mutter zu helfen, und ertheilte ihm so schöne und rührende Ermahnungen, daß ich selbst sie so gut nicht zu ertheilen wußte. Das betroffene Kind konnte nur mit Thränen antworten.

Mir übergab die Kranke ein goldenes Kreuz, mit der Bitte, nach ihrem Tode das Muttergottesbild in meiner Kirche, wovor sie so oft gebetet, damit zu schmücken. „Ein kleines Zeichen meiner Dankbarkeit,“ sprach sie: „ich habe oft die heilige Mutter um ihre Fürbitte angefleht, und sie hat immer mit Wohlwollen auf ihre Verehrerin geschaut. Einmal — ich schreibe es ihrer Fürsprache zu — hat sie mich wie durch ein Wunder aus einer Seelengefahr befreit.“

Hiermit verhielt es sich so: Diese fromme Jungfrau war schön von Gesicht und Gestalt und von ein-

nehmendem Wesen, weswegen es an Verfolgern nicht fehlte. Sie war bis dahin allen Nachstellungen und Verführungskünsten glücklich entgangen. Einmal, als sie allein auf dem Felde mit der Arbeit beschäftigt ist, kommt der Sohn des benachbarten Gutsbesitzers, dem sie stets aus dem Wege gegangen, zu ihr. Sie erschrickt wie eine Taube, die den Geier gewahrt. Er erschöpft sich in Versprechungen, Schmeicheleien und allen Künsten der Verführer. Sie bleibt standhaft. Er wird verwegener. — Sie fleht mit der Innigkeit der Unschuld. Vergebens! — Sie ruft. — Niemand hört. — Da wirft sie sich auf die Knie, bittet den Unmenschen um Erbarmen, wendet sich an die heilige Jungfrau, — und der Frevler schleicht von dannen, als hätte er den dräuenden Finger des Schutzengels der Unschuld gesehen, oder als ob die Mutter der reinen Liebe ihre würdige geistliche Tochter unter ihrem Mantel verborgen.

Nachdem sie mir das goldene Kreuz gereicht, ersuchte sie mich, ihrer öfters am Altare zu gedenken, empfahl mir ihre Eltern und ihre Schwester, und reichte mir einen versiegelten Brief an eine Freundin, die in Gefahr war, vom rechten Wege abzuirren. Für eine andere Freundin bestimmte sie Hauber's Gebetbuch zum Andenken. Sie selbst hatte einige passende Bibelsprüche vorn eingeschrieben. Sie nahm dann von Allen mit vollem Bewußtsein, mit Rührung, aber auch mit christlicher Resignation Abschied. Ich harrte aus bis zu ihrem Ende. Sie hatte mich ausdrücklich darum gebeten; ich hätte es doch gethan.

Diese Jungfrau war wegen ihrer Gelehrigkeit, Folgsamkeit und Bescheidenheit mein Liebling während

ihrer Schulzeit, suchte auch nachher stets Rath und Trost bei ihrem Seelsorger, und machte auch mir nur Freude. Ihre Eingezogenheit und Unschuld, ihre sich stets gleich bleibende Heiterkeit und eine ergötzende Naivetät, ihre Güte und Gefälligkeit gewannen Aller Herzen. Ihre Religiosität war tief, ihre Frömmigkeit anspruchslos. Täglich besuchte sie die Kirche, monatlich empfing sie die heiligen Sakramente. Sie brachte mir an Vorabenden hoher Feste die schönsten Blumen des Gartens, um den Altar damit zu schmücken. Ihre größte Freude war, in der Zeit, die sie von ihrer Arbeit erübrigen konnte, für Arme zu nähen, Kranke zu besuchen und zu pflegen, und dürftige Kinder um sich zu sehen, die sie in weiblichen Arbeiten unterrichtete, und von denen sie als Mutter geehrt und geliebt wurde, welches ihrem Herzen so sehr wohl that.

In den letzten Stunden ihres irdischen Daseins war die fromme Jungfrau nur mit dem Himmel, mit dem Gebete beschäftigt. Sie verschied ruhig, klagenlos, schmerzlos, ergeben, das Lächeln eines Engels schwebte noch um den Mund der Entschlummerten, ihr Antlitz hatte nicht das Abschreckende einer Leiche, ihr letzter Blick war auf das Kruzifix gerichtet, das sie in den gefaltenen Händen hielt. Sie kam mir vor, wie eine Heilige des Himmels. Sie hatte den Geist ausgehaucht in den Armen ihrer Mutter. Eine unbeschreibliche Rührung, eine wehmüthige Freude überfiel mich, ich sprach zu mir: „Selig, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott anschauen;“ und ich pries die Vorsehung, welche diesen Engel in seiner Reinheit zu sich nahm, bevor er von dem Gifte der Welt angesteckt war, und die zarte, schönblühende Blume in

eine bessere Zone versetzte, bevor der Frost im kalten Klima sie zum Welken brachte.

Dann dachte ich: Es ist nicht zu leugnen, der Tod ist schrecklich, die Natur sträubt sich dagegen, er ist ja der Sünde Sold; aber für den wahren Christen ist er doch minder grausig. Die Religion, und nur sie entkleidet ihn von seinem häßlichen Gewande, und gibt ihm eine schönere, eine verklärte Gestalt. Das grausige Knochengerippe wird zum sanften Friedensengel, die garstige Raupe, die an grünen Blättern und an Blüthen nagt, zum schönen Schmetterling, der in Blumen sich wiegt; die Sense wird zum Anker, der Sarg zum Asyl, das Grab ein Hafen der Ruhe, der Leichenstein eine Mauer gegen alle feindlichen Versuche und Verfolgungen, das Kreuz auf dem Grabe zur Siegestrophäe. Neben der Cypresse des Kirchhofes wächst die Palme, durch den Verwesungsgeruch wehen Frühlingsdüfte, und neben dem Leichhuhn sitzt die Schwalbe, die Botin des Lenzes.

Wer sterben könnte, wie diese fromme Jungfrau!

---

23. Lohn der Ehrlichkeit.

Franz Fleury, ein verwaister Knabe in Frankreich, der von einem redlichen Landmanne in sein Haus aufgenommen worden war, und bei demselben sieben Jahre als Hirtenjunge zugebracht hatte, sah eines Abends, da er seine kleine Heerde in die Hürde treiben wollte, einen Reisenden vorüberreiten, und bemerkte, daß demselben etwas Glänzendes entfiel. Er läuft

auf die Stelle zu und findet eine goldene Uhr. Ein alter Schäfer, der es sah, wollte sie ihm abdringen. Er läuft die Nacht hindurch und kommt mit Tagesanbruch auf die Heerstraße, welche ihn nach einigen Stunden in eine Stadt führte. Hier sieht er vor einem Wirthshause ein gesatteltes Pferd stehen; er vermuthet, daß es dem Eigenthümer der Uhr gehöre, tritt in das Haus und findet im untersten Zimmer einen ziemlich bejahrten Mann. Es war Herr Perdin, ein reicher Kaufmann aus Dünkirchen. „Herr!" sagte Fleury, „Ihr werdet wohl gestern diese Uhr verloren haben; ich fand sie und lief Euch bis hieher nach." Der Fremde stellte sich, als ob er Nichts davon wisse, und sagte zu dem Kleinen, er müsse sich in seiner Person irren. „So muß ich nun den rechten Mann aufsuchen," antwortete er und wollte eilends hinweglaufen. Diese außerordentliche Redlichkeit setzte den Fremden in Erstaunen. „Wer bist Du, mein Sohn?" — fragte er den Knaben freundlich und streichelte ihm die Wangen. — „Ich bin ein Schäfer." — „Wer ist Dein Vater?" — „Er ist nun droben bei den Engeln, und meine Mutter auch." — „Hast Du Verwandte?" — „Ach ja, Herr!" Hier wollte Fleury, nachdem er Perdin die Uhr übergeben hatte, ob er gleich ganz hungrig und erfroren war, zur Thüre hinaus eilen; aber der Fremde hielt ihn. „Laßt mich!" sagte er ängstlich, „ich habe in der Eile das arme Vieh vergessen; es ist hungrig; ich habe es noch nie hungern lassen." — Du bist vielleicht noch hungriger, lieber Knabe!" — Und nun wollte er ihm Etwas von dem auf dem Tische liegenden Morgenbrode geben. Fleury benützte diesen Augenblick und lief, ohne Belohnung

zu erwarten, so schnell fort, daß der Fremde, der ihm eine Strecke nachfolgte, ihn gar bald aus dem Gesichte verlor. Gegen Mittag war Fleury wieder bei seiner Schafhürde, die er aber leer fand. Er eilte in voller Angst nach Hause. — „Herr!“ sagte er zu dem Meier; „unser Schulmeister hat's zu verantworten; der hat uns Kindern so oft in der Schule gesagt, fromme Menschen müßten das Gefundene nicht behalten. Ich kann ja Nichts dafür, daß der Herr so geschwind ritt.“ „Das kannst Du auch nicht, guter Knabe!“ Mit diesen Worten trat Perdin, der ihm nachgeritten war, in die Stube, und weil er sah, daß der Meier einen Stab in der Hand hatte, so ging er freundlich mit den Worten auf ihn zu: „Schlagt mich, nicht den Knaben; denn ich habe ihn verführt!“ Er erzählte dem Bauer die ganze Sache und hielt so lange mit Bitten an, bis er ihm den Knaben überließ. Nachdem er diesen hatte ausruhen lassen und den Bauer beschenkt hatte, nahm er den Knaben mit sich auf's Pferd und brachte ihn in sein Haus. Der arme Fleury blieb hier wie ein Kind im Hause, nahm zu an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen und wurde unter wunderbaren Führungen, die ihn läuterten und bewährten, ein angesehener Kaufmann und großer Wohlthäter der Armen.

---

24. Die großmüthige That.

Ein reicher Fabrikbesitzer in der weltberühmten Stadt Ajaccio auf der Insel Corsica, seines Namens

Bordano, hatte, auf einen unbegründeten Argwohn hin, seinen Haus- und Thorwächter Benedetto Torcelli sammt Frau und Kindern schimpflich aus dem Dienste gejagt. Der Vertriebene und vor aller Welt Geächtete litt von jetzt an große Noth, und sah sich mit seiner Familie zum Bettelstabe gezwungen. Einst, da er im Gebirge umherirrte, um dürres Holz zu sammeln, begegnete er seinem früheren Brodherrn, der sich auf der Jagd befand; er warf sich ihm zu Füßen, flehte um Verzeihung, betheuerte seine Unschuld, und bat um Mitleid für sich und die Seinen; ward jedoch von Bordano hart und schmählich abgewiesen, der in seinem Zorne so weit ging, daß er ihn zu erschießen drohte. — Benedetto entfernte sich traurig und setzte, auf den schroffen Abhängen umhersuchend, seine mühsame Beschäftigung fort. Bordano, dem das Jagdglück heute nicht günstig gewesen, fühlte sich noch mißmuthiger gestimmt, als vorher; eine Stunde später hatte er schon zur Rückkehr sich entschlossen, als er in der Schußweite einen Auerhahn aufsteigen sah. Er zielte und traf; der Vogel fiel in das Gestrippe der Tiefe; als er jedoch allzu hastig vorschritt, um die Beute aufzusuchen, wich das Steingerölle unter seinen Füßen, er stürzte über den Felshang in den Abgrund hinab; dort blieb er mit zerschmettertem Arm und Fuße bewußlos liegen. Eine geraume Zeit war so vergangen; da kletterte ein mitleidiger Helfer zu ihm herunter, umwickelte seine gebrochenen Glieder, so gut er eben konnte, hob ihn auf seine Schulter, trug oder schleppte den Bewußtlosen in die ziemlich ferne Stadt und legte ihn vor der Pforte seines Hauses nieder. In diesem Augenblicke kam der Verunglückte zur Be-

sinnung; er schlug die Augen auf: „O Himmel!“ rief er, „wo bin ich?“ — „Vor Pietro Bordano's Hause.“ — „Und Du, mein Retter, wer bist Du?“ — „Benedetto Torcelli“ — „Du, den ich so schwer beleidigt, mein Todfeind?“ — „Ich war es, aber Dein Unglück hat mich versöhnt!“

Welch' eine großmüthige That, welche siegreiche Macht des Mitleids und der Liebe! Der arme, so höhnisch zu Boden getretene Corsicaner hätte wohl auch, der Rachsucht nachgebend, die in seinem Blute kochte, den hochmüthigen Verfolger seinem Geschick überlassen, sich mit Schadenfreude daran weiden können; er gewann es aber über sich, ihm das Leben zu retten, er sammelte glühende Kohlen über das Haupt des Feindes, der nun sein innigster Freund wurde.

---

25. „Auf die Dauer.“

Draußen vor dem Dorfe H. steht ein großes, langes Haus; himmelhoch ragt aus ihm der Kamin hervor. Mittags gegen zwölf Uhr drängt sich eine große Schaar von Menschen, Groß und Klein aus seinem Thore dem Dorfe zu, worin sie ein eigenthümliches Leben verbreiten. Im Dorfe jedoch hat man die Leute aus der Fabrik — eine solche ist nämlich jenes Gebäude — nicht gerne. Vor einem halben Jahre etwa wurde der Kreuzstock draußen am Feldwege, und zwar an einem Sonntag Abend herausgerissen aus dem Boden und schändlich demolirt. Allgemein war man im Dorfe bestürzt und kam darin

überein, daß es Niemand anders gethan hätte, als die „Fabrikler“. Und dieses vergessen die Dorfbewohner nimmermehr.

In dieser Fabrik wird gearbeitet Sonntag wie Werktag. Da hatte der Fabrikherr auch zwei Arbeiter darunter, die sich keineswegs zum Sonntagsarbeiten verstehen wollten. Da der Fabrikherr merkte, daß sie sonst sehr fleißig und gerade die besten Arbeiter seien, wollte er ihnen vorläufig Nichts darüber anhaben und ließ sie ausnahmsweise Sonn- und Feiertags ausbleiben. Nun traf es sich, daß einer der zwei Arbeiter sich verheirathete. Da dachte nun der Fabrikherr: „So, jetzt ist er warm bei mir, jetzt darf ich keine Angst mehr haben, daß er mir fortbleibt, wenn ich ihm sage, er müsse fortan, wie die Andern, auch Sonntags im Geschäfte sein.“ Bei der nächsten Gelegenheit stellte er Beide zur Rede. Da sagten sie aber zu seinem Erstaunen einmüthig, dazu wollten und könnten sie sich nimmermehr verstehen, Sonntags zu arbeiten; hierin habe er ihnen Nichts zu befehlen, dieser Tag gehöre ihnen. Sei man die ganze Woche im Fabrikrauch, so wolle doch die arme Seele auch Etwas haben, und dazu sei der Sonntag da, daß man ausruhe und die Seele sich erquicken lasse durch fromme Uebungen und Gottesdienst. Das sei ihre Meinung; wenn er es anders meine, so hätten sie Nichts dagegen; aber man solle sie in Ruhe lassen. — Darüber war der Fabrikherr aufgebracht und sagte: „Hinter Euch steckt der Pfaff!“ Gibt Euch Euer Pfaff auch Brod, wenn ihr kein's habt?“ Worauf der Verheirathete: „Nöthigenfalls auch, Herr Z.!“ — „So!

Ich entlasse Euch aus meinem Geschäft!" — „Gut!" riefen unsere Zwei. „Es sei so!"

Man hatte schon früher allerlei gemunkelt von der Fabrik: sie solle verkauft werden, es käme Nichts dabei heraus, es seien über die Maßen viel Schulden darauf, der Herr Z. habe doch zu groß angefangen, und was dergleichen mehr. Wirklich machte der Fabrikinhaber nach einiger Zeit kläglichen Bankerott. — Er selbst mußte sich als Arbeiter in ein Geschäft in der Stadt begeben. Hier sah er aber zu seinem Erstaunen jene zwei Arbeiter die ersten Stellen einnehmen. „Wie kommet Ihr daher?" fragte er sie verdutzt und beschämt. „Unser Pfarrer hat uns daher gebracht! So müßt Ihr nun sehen, daß man durch ein religiöses Leben auch noch das leibliche Brod erhalten kann." Da bat sie ihr ehemaliger Brodherr, ihm zu einem Unterkommen zu verhelfen, und sie thaten es. Er war von da an ihr Kamerad in allen Beziehungen und fuhr nicht schlecht damit.

Alle Drei sind jetzt miteinander Besitzer einer großen Fabrik, und ihr Geschäft blüht wie kein anderes.

So weit die Geschichte. — Sie enthält eine höchst kostbare Lehre. Es kommt überall Alles darauf an, ob's „auf die Dauer" ist. Die Groschen oder Thaler, welche auf eine der pflichtmäßigen Sonntagsfeier zuwiderlaufende Weise verdient werden, sind schwerlich „auf die Dauer". Sie sind in gewissem Betracht ungerechtes Gut; „das gedeihet nicht," sagt ein altes Sprüchwort. „Auf die Dauer" wird immer Der, welcher, wie überhaupt, so insbesondere in Betreff der Sonntagsfeier treu und gewissenhaft den heiligen

Willen Gottes hält, am besten stehen, selbst schon hier auf Erden; vollends in der Ewigkeit. Die Gottseligkeit ist zu Allem nütze, sie hat Gottes Zusage für's gegenwärtige und zukünftige Leben."

---

26. „Schuster bleib bei deinen Leisten."

Es war an einem Sommertag, als König Max Joseph von Baiern, Urgroßvater des jetzigen Königs, in einfacher Kleidung im Schloßgarten am Tegernsee saß und las. Nicht lange, so gefiel ihm, einen Spaziergang zu machen; er legte sein Buch auf die Bank und ging und der Weg führte ihn weiter und weiter vom Garten den See entlang. Da fiel ihm sein Buch wieder ein und wie es leicht abhanden kommen möge; selbst aber mochte er nicht den Weg wieder zurückmachen. Da sah er einen Jungen, der die Gänse hütete. Der König ging auf ihn zu und sagte: „Höre, Kleiner, Du könntest mir wohl mein Buch, das ich auf einer Bank im Parke habe liegen lassen, holen, Du sollst einen Gulden Trinkgeld haben." — Der Junge, der den König nicht kannte, sah den dicken Herrn mißtrauisch an. Einen Gulden für einen so kleinen Dienst, das wollte ihm nicht einleuchten. — „Bin kein Pinsel nit," sagte er, sich abwendend. — „Warum glaubst Du, ich halte Dich für einen Pinsel?" fragte lächelnd der König, dem der frische, kecke Bube gefiel. — „Weil Ihr für so a nixigen Dienst einen Gulden bietet," erwiderte der Knabe; „das Geld wird so leicht nicht verdient! Die dort drunten," setzte er

bei und zeigte mit den Fingern auf das ferne Schloß, „halten unsereinen gern für en Narren und Ihr seid auch wohl einer von dort?“ — „Und wenn's auch wäre?“ sagte der König. „Hier hast Du im Voraus zwei Zwanziger! Nun geh' und hol' mir das Buch.“ Des Knaben Augen blitzten, als er das Geld in der Hand hielt; denn für nicht viel mehr mußte er das ganze Jahr hindurch die Gänse hüten, und dennoch zauderte er. — „Nun,“ fragte der König, „warum gehst Du nicht?“ — Der Knabe schob seine Mütze auf die Seite und kratzte sich hinter'm Ohr. „Ja,“ sagte er, „i wollt' schon, aber . . . i darf nit! Wenn die Bauern hörten, daß i d' Gänse verlassen, so jagten se mi fort und i hätt' kein Brod mehr!“ — „Dummer Kerl, ich hüte sie, bis Du wieder kommst.“ — „Ihr?“ erwiederte der Junge, indem er den Fremden von oben bis unten mit den Augen maß, „Ihr kommt mir vor, wie einer, der d' Gäns hüten kann!“ — Wenn se davon und uf die fetten Wiesen liefen, so konnt i mehr bezahlen, als i im Jahr durch verdien! . . . Seht da diese mit dem schwarzen Kopf, welche dem Hofgärtner gehört, das is a sakrisch' Vieh, a Deserteur, a Taugenichts, wie alles Hofgesindel; die thät mir schöne Sachen anrichten, während i fort wär'. Nein, 's geht nit.“ — Der König konnte nur mit Mühe das Lachen verbeißen und sagte dann im ernsten Tone: „Warum sollt' ich denn nicht einmal diese Gänse in Ordnung halten können, wenn ich es doch mit vielen Menschen dahinbringe? — „Ihr,“ versetzte der Junge von neuem und glotzte den Monarchen schmunzelnd an; „das müssen auch schöne Bursche sein! Ah! jetzt hab' ich's. Ihr seid a Schulmeister?

I sag' Euch, die Buben sind besser z'regieren, als d' Gäns." — „Es ist möglich, allein mach's kurz. Wirst Du mir das Buch holen?" — „Wollt schon, aber . . ." — „Ich bin für allen Schaden verantwortlich, der geschehen könnte, und bezahle den Verbalproceß, wenn er einen anstellt." — Das leuchtete dem Jungen ein. Er befahl dem König, genau auf die Gans, welche er den Hofgärtner nannte, Acht zu geben, einen prächtigen, scheckigen Gänserich, der gern ausreiße und die ganze Heerde verführe. Hierauf übergab ihm der Junge die Peitsche und lief fort, blieb aber bald stehen und kam gleich wieder zurück. — „Was bedeutet das?" rief ihm der König entgegen. — „Klaschet einmal!" befahl der Junge. (Nämlich mit der Peitsche.) — Der König versuchte es; allein es klatschte nicht. — „Na, hab's mir doch eingebildet," rief der Knabe aus. Bildet sich der Schulmeister ein, er kann auch Gänse hüten und kann nit 'mal klatschen!" — Nun riß er dem König die Peitsche aus der Hand und zeigte ihm, wie er klatschen müsse. Dieser konnte sich des Lachens kaum erwehren; dennoch bemühte er sich, das Klatschen zu erlernen, und als ihm dies gelungen wàr, empfahl ihm der Junge, zur rechten Zeit Gebrauch davon zu machen, und lief dann fort. Jetzt erst konnte sich der König satt lachen. Es war aber in der That, als merkte das Gänsevieh, daß sein junger, aber gestrenger Gebieter das Regiment nicht mehr in Händen hatte. Der Gänserich, den der Knabe als Hofgärtner bezeichnet hatte, erhob seinen langen Hals, schaute sich überall um, ließ einige Gackerakak ertönen, und gerade, als wenn ein Windstoß in einen Haufen Federn führe, erhoben alle Gänse ihre Flügel, schrien laut,

und ehe es sich der König versah, ging's im Sturm nach allen zweiunddreißig Winden aus einander, in die fetten Wiesen am See. Der König schrie — es half nichts; er will klatschen, aber die Peitsche will nicht knallen. Er lief rechts — er lief links — es half Alles nichts. Von Schweiß triefend und athemlos vor Lachen, setzte er sich auf den Baumstamm, worauf der Knabe gesessen, und ließ die Gänse gehen. — „Der Knabe hat wirklich Recht," sagte er zu sich, „daß es leichter ist, ein Paar Millionen Menschen zu regieren, als eine Heerde Gänse. Nur der verfluchte Hofgärtner ist an all' dem Unheil schuld." — Der Knabe hatte unterdessen das Buch gefunden und kam freudevoll zurück. Als er aber vor seinem königlichen Stellvertreter stand und das Unheil anstarrte, das dieser angerichtet, ließ er vor Schreck das Buch aus der Hand fallen. „Da haben wir's!" rief er, weinend vor Zorn und Leid. „Sagt ich's doch gleich, Ihr versteht nichts! Schaut nur! I allein bring' se nit mehr z'sammen. Nun helft mir auch!" Nachdem der Knabe den König belehrt, wie er den Arm auf und ab bewegen und schreien müsse, lief er fort, die entferntesten Gänse herbeizuholen. Der König that sein Möglichstes, und nach unsäglicher Mühe war endlich die Heerde wieder beisammen. Dann schalt erst der Knabe den König aus, daß er so schlecht seine Pflicht erfüllt, und schloß mit den Worten: „Mein Lebtag soll mir so Einer die Peitsche nit mehr kriegen. Dem König selbst vertraut' i sie nit an, wenn er mich bewegen sollte, meine Heerde zu verlassen." — „Du hast Recht, mein braver Junge," sagte dieser, in lautes Lachen ausbrechend; „der versteht's gerade so schlecht als ich,

der ich der König ja selbst bin." — „Ihr? Na, das macht einem Pinsel weiß, nit mir!" rief er aus. „Nehmt Euer Buch und macht, daß Ihr heim kommt. Sich für den König ausgeben, wenn man so ungeschickt ist!" — Also: „Schuster, bleib' bei Deinen Leisten!"

---

27. Die halbgefüllte Flasche.

Die Familie eines angesehenen Kaufmanns in Flensburg führte in ihrem Wappen eine halbgefüllte Flasche, und man sollte fast denken, diese habe in der frühern Zeit, wo noch die Fürsten recht braven Leuten und recht tapfern Männern im Kriege zum Andenken an ihre Thaten Wappen verliehen, eben auch ein Fürst einem ihrer Vorfahren in's Wappen gesetzt, weil er — ein tapferer Trinker gewesen war; doch dieses ist nicht so, sondern die Sache verhält sich anders. In einem Kriege zwischen Schweden und Dänemark stritt der Stammvater dieser Familie mit. Als die Schlacht vorüber war, bekam dieser Flensburger einen entsetzlichen Durst, und war auch so glücklich, daß er, wahrscheinlich von einem Marketender, eine Flasche Bier für schweres Geld erlangte. Als er sie eben an den vertrockneten Mund setzen will, um einen Labetrunk zu thun, hört er das von Stöhnen unterbrochene Wort eines armen Schweden, welchem eine Kanonenkugel beide Beine abgeschossen hatte, um einen einzigen Schluck des Getränkes bittend. Das ging dem guten Flensburger durch das Herz; ohne daß er einen Tropfen über seine Lippen fließen ließ, ging er

zu dem Unglücklichen hin, bückte sich über ihn, um ihm die Flasche an die Lippen zu setzen und ihn zu laben.

Da erhob der heimtückische Schwede seinen Arm, und drückte ein geladenes Pistol auf seinen gutmüthigen Wohlthäter ab, dessen Kugel an seinem Kopfe pfeifend vorüberflog.

Ruhig, aber unwillig, blickte ihn der Flensburger an, setzte dann seine Bierflasche an die Lippen, trank sie halb leer, und reichte sie dem sterbenden Schweden, indem er zu ihm sagte: „Siehst Du, Todfeind, nun bekommst Du auch nur die Hälfte!"

Dies ist später dem König von Dänemark bekannt geworden. Dieser befahl, die Nachkommen sollten für ewige Zeiten zur Erinnerung an die edle Selbstverleugnung ihres Stammvaters eine halbgefüllte Flasche in ihrem Wappen und Siegel führen.

---

28. Die Feldflasche.

Herr Dr. E. Veith, ein rühmlich bekannter Schriftsteller, war zu Ende November 1813, nach Traiskirchen, einem Marktflecken in Unterösterreich, gekommen, als dort vor einem ansehnlichen Gasthause ein Wagen mit verwundeten Soldaten still hielt.

Da erblickte er unter Andern auch einen alten Invaliden, der noch seinen Arm in der Schlinge trug, und den herumstehenden Leuten mit Freudenthränen seine Feldflasche zeigte. „Ach, liebe Leute!" rief er ihnen zu, „helft mir doch vom Wagen! Seht hier,

ich bin noch zu schwach, aus dem Wagen zu steigen. Gebt aber Acht, daß ihr mir diese Flasche nicht zerbrechet; wäre diese zerbrochen, so hätte alle meine Freude ein Ende."

„Ei, lieber Alter!" sagten manche Leute, „warum ist Dir an dieser Flasche so viel daran gelegen? Denke doch, das schlechte Glas, das Bischen Stroh; auch ist kein Tröpflein Wein drinnen."

„Und doch ist diese Flasche mein größter Schatz auf Erden!" gab ihnen der alte Krieger zur Antwort. „Denn mein Kaiser trank daraus! In heißer Schlacht bei Wachau geschah es, daß er in unsern Reihen hielt. Die Kugeln flogen über uns hin und her; doch er hielt und wankte nicht. Da merkte ich, daß es ihn sehr dürste; ich faßte Muth, und bot ihm meine Flasche an. Und — hört, liebe Leute — der Kaiser trank aus dieser Flasche, und klopfte mich auf die Schulter, und sprach: „Ich danke Dir, guter Freund! Dein Labetrank hat mir sehr wohl geschmeckt; er war gut gemeint!" Das freute mich und Alle sehr. „Kameraden!" rief ich, „wer hat ein solches Fläschchen aufzuweisen? Der Kaiser trank daraus! So lange ich lebe, bleibt diese Flasche mein kostbarstes Gut; sie wäre mir um alle Schätze der Welt nicht feil. Als mich bei Wachau eine feindliche Kugel traf, und man mich aus dem Schlachtfelde, schwer verwundet, dem Tode nahe, trug, war mein erster Gedanke diese Flasche! Denn der Kaiser trank daraus! Und wenn ich sterbe, so stellt mir diese Flasche auf das Grab, und schreibt unten her, wie theuer mir diese Flasche war; denn mein Kaiser trank daraus!"

Herr Veith war von der herzlichen Anhänglichkeit

des guten Kriegsmannes gegen seinen Landesfürsten sehr gerührt. Er kleidete dessen denkwürdige Worte in Verse ein, und so entstand das alte, schöne Lied von der Feldflasche, wovon die erste Strophe heißt:

Helft, Leutchen, mir vom Wagen doch,
Seht hier, mein Arm ist schwach;
Ich trag' ihn in der Binde noch —
He, Leutchen fein gemach!
Zerbrecht mir nur die Flasche nicht,
Nehmt sie zuerst heraus;
Wenn diese Flasche mir zerbricht,
Sind alle Freuden aus!

---

29. Einer oder der Andere.

Es ist nichts lieblicher, als wenn bisweilen gekrönte Häupter sich unerkannt zu dem gemeinen Manne herablassen, wie König Heinrich IV. von Frankreich, sei es auch nur zu einem gutmüthigen Spaß.

Zu König Heinrich IV. Zeiten ritt ein Bäuerlein vom Lande her des Weges nach Paris. Nicht mehr weit von der Stadt gesellt sich zu ihm ein anderer, gar stattlicher Reiter, welches der König war, und sein kleines Gefolge blieb absichtlich in einiger Entfernung zurück. „Woher des Landes, guter Freund?" — „Da und da her." — „Ihr habt wohl Geschäfte in Paris?" — „Das und das; auch möchte ich gern unsern guten König einmal sehen, der so väterlich sein Volk liebt." — Da lächelte der König und sagte: „Dazu kann Euch heute Gelegenheit werden." — „Aber wenn ich nur auch wüßte, welcher es ist unter den

vielen, wenn ich ihn sehe.“ Der König sagte: „Dafür ist Rath. Ihr dürft nur Acht geben, welcher den Hut allein auf dem Kopfe behält, wenn die Andern ihr Haupt ehrerbietig entblößen.“ Also ritten sie mit einander in Paris hinein, und zwar das Bäuerlein hübsch auf der rechten Seite des Königs. Denn das kann nie fehlen: was die liebe Einfalt Ungeschicktes thun kann, sei es aus guter Meinung oder Zufall, das thut sie. Aber ein gerader und unverkünstelter Bauersmann, was er thut und sagt, das thut und sagt er mit ganzer Seele und sieht nicht um sich, was geschieht, wenn's ihn nichts angeht. Also gab auch der Unsrige dem König auf seine Fragen nach dem Landbau, nach seinen Kindern, und ob er auch alle Sonntage ein Huhn in dem Topfe habe, gesprächige Antwort und merkte lange Nichts. Endlich aber, als er doch sah, wie sich alle Fenster öffneten und alle Straßen sich mit Leuten füllten, und Alles rechts und links auswich und ehrerbietig das Haupt entblößt hatte, ging ihm ein Licht auf. „Herr,“ sagte er, und schaute seinen unbekannten Begleiter mit Bedenklichkeit und Zweifel an, entweder seid Ihr der König oder ich bins. Denn wir zwei haben doch allein die Hüte auf dem Kopf.“ Da lächelte der König und sagte: „Ich bin's. Wenn Ihr Euer Rößlein eingestellt und Euer Geschäft versorgt habt, so kommt zu mir in mein Schloß. Ich will Euch alsdann mit meinem Mittagssüpplein aufwarten und Euch auch meinen Ludwig zeigen.“

Von dieser Geschichte her rührt das Sprüchwort, wenn Jemand in einer Gesellschaft aus Vergessenheit oder Unverstand den Hut allein auf dem Kopf

behält, daß man ihn fragt: „Seid Ihr der König oder der Bauer?“

30. Der Bettelknabe.

Eines Abends kam ein Knabe in eine Mühle und bettelte. Der Müller saß mit seinen Leuten eben am Tische und war sonst ein fröhlicher Mann, nur konnte er die jungen Bettler nicht leiden. Darum sprach er zu dem Knaben: „So jungen Burschen gibt man Nichts; sie sollen arbeiten und etwas lernen! Sag', gehst Du auch in die Schule? Laß hören, was Du kannst! Rath' mir hin und rath mir her und rathe, was ist das:

Es ist ein kleiner Soldat, der ein giftig Spießlein hat. Täglich zieht er mit Gesang in's Feld; nur im Winter bleibet er im Zelt. Er erobert ohne Zahl die schönsten Schlößlein zu Berg und Thal, er bricht in ihre Keller ein und trinkt aus gold'nem Becherlein immer neuen süßen Wein. Dann füllt mit feinem Mehl er jede Hand und baut zu Hause Kammern Wand an Wand. Die Kammern füllt er dann mit süßem Most und sorgt im Sommer für des Winters Kost; und wäre Jedermann so arbeitsam, wie er, so gäb's im Lande keine Bettler mehr!“

Da antwortete der Knabe und sprach: „Der kleine Soldat ist das Bienlein, und das giftige Spießlein ist sein Stachel; der Gesang aber ist das Summen, und das Zelt der Bienenkorb. Die schönen Schlößlein sind die Blumen, die Keller die Blumen-

kronen, die Becher die Blüthenkelche und der Wein ist der süße Saft darin. Das Mehl hingegen ist der feine Blüthenstaub, und die Hände sind des Bienleins Füße; die Kammern sind die Wabenzellen, und der Most, das ist der Honig, welchen das Bienlein aus den Blumen sammelt und auf den Winter spart."

„Recht so," sprach der Müller; „aber wenn Du so ein Räthselmeister bist, so gib jetzt Jedem am Tische auch ein Räthsel auf, und wer das seine nicht räth, muß Dir ein Stück von seinem Abendbrode geben."

Da fing der Knabe beim Ackerbuben an und sprach:

„Ein weißes Täublein federlos flog auf ein Bäumlein blätterlos; da kam ein Sperber schnabellos und fraß das Täublein federlos."

Zur Magd sprach der Knabe:

„Ich kenne den besten Koch; dennoch dingte ihn kein Herrscher noch. Er kochet Alles ohne Würze auf's beste und in größter Kürze. Er nahm noch niemals einen Lohn, und diente doch dem Esau schon."

Zum Mahlknechte:

„Ein Felsenschlößlein, grün und rund, steht hoch auf schmalem, weichen Grund. Vier Brüder schlafen drin verschlossen; Du hast schon oft ihr Blut vergossen. Sie fangen an sich erst zu regen, wenn sie 'ne Zeit im Grab gelegen; dann brechen sie mit einem Speer das Schlößlein auf von innen her."

Zur Müllerin:

„Wie heißt die große, ferne Stadt, die viele tausend Lampen hat? Ihre Straße glänzt im Strah-

lenschein, doch führt sie zu keinem Thor hinein; und Einem erst gelang es ehmals nur, daß er hinein mit Roß und Wagen fuhr."

Und zu dem Müller sprach der Knabe:

„Wie heißt das Saatkorn, das der Barmherzige in eine Handbreit magern Grundes säet, das, wenn es auch noch so klein ist, hoch auf, zum Himmel sprießt und dem Barmherzigen zur Zeit der Ernte goldene Aehren trägt?"

Als der Knabe bei Allen herum war, sah ein Jeder den Andern an und sprach: „Ich weiß das Meine noch nicht! und Einer nach dem Andern gab das Rathen auf und schenkte dem Knaben ein Stück von seinem Abendbrode. Der Müller und die Müllerin lächelten gegen einander; denn sie verstanden ihre Räthsel. Darnach sprach der Müller zu dem Knaben: „Du hast Deine Sache gut gemacht, und wenn Du brav sein willst und arbeiten magst, so will ich mich Deiner annehmen. Und der Knabe blieb von der Stunde an bei dem Müller und erwuchs zu einem rechtschaffenen Manne.

---

31. Der Staar von Segringen.

Selbst einem Staar kann es nützlich sein, wenn er etwas gelernt hat, wie vielmehr einem Menschen.

In Segringen der Barbier hatte einen Staar, und der wohlbekannte Lehrjunge gab ihm Unterricht im Sprechen. Der Staar lernte nicht nur alle Wörter, die ihm sein Sprachmeister aufgab, sondern er

ahmte zuletzt auch selber nach, was er von seinem Herrn hörte, zum Exempel: „Ich bin der Barbier von Segringen." Sein Herr hatte sonst noch allerlei Redensarten an sich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, z. B.: „So, so, lala," oder par compagnie (das heißt so viel als: in Gesellschaft mit Andern); oder: „Wie Gott will"; oder: „Du Tollpatsch." So titulirte er nämlich insgemein den Lehrjungen, wenn er das halbe Pflaster auf den Tisch strich, anstatt auf's Tuch, oder wenn er das Scheermesser am Rücken abzog, anstatt an der Schneide, oder wenn er ein Arzneiglas zerbrach. Alle diese Redensarten lernte nach und nach der Staar auch. Da nun täglich viele Leute im Haus waren, weil der Barbier auch Branntwein ausschenkte, so gab's manchmal viel zu lachen, wenn die Gäste mit einander ein Gespräch führten, und der Staar warf auch eins von seinen Wörtern drein, das sich dazu schickte, als wenn er den Verstand davon hätte; und manchmal, wenn ihm der Lehrjunge rief: „Hansel, was machst du?" rief er: „Du Tollpatsch!" und alle Leute in der Nachbarschaft wußten von dem Hansel zu erzählen.

Eines Tages aber, als ihm die beschnittenen Flügel wieder gewachsen waren, und das Fenster war offen, und das Wetter schön, da dachte der Staar: „Ich hab' jetzt schon so viel gelernt, daß ich in der Welt kann fortkommen," und husch zum Fenster hinaus. Weg war er. Sein erster Flug ging in's Feld, wo er sich in Gesellschaft anderer Vögel mischte, und als sie aufflogen, flog er mit ihnen, denn er dachte: „Sie wissen die Gelegenheit hier zu Lande besser, als ich.

Aber sie flogen unglücklicher Weise alle mit einander in ein Garn. Der Staar sagte: „Wie Gott will!" Als der Vogelsteller kommt und sieht, was er für einen großen Fang gethan hat, nimmt er einen Vogel nach dem andern behutsam heraus, dreht ihm den Hals um und wirft ihn auf den Boden. Als er aber die mörderischen Finger wieder nach einem Gefangenen ausstreckte und denkt an nichts, schrie der Gefangene: „Ich bin der Barbier von Segringen"; als wenn er wüßte, was ihn retten muß. Der Vogelsteller erschrack anfänglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen zuginge, nachher aber, als er sich erholt hatte, konnte er kaum vor Lachen zu Athem kommen; und als er sagte: „Ei Hansel, hier hätte ich dich nicht gesucht, wie kommst du in meine Schlinge?" Da antwortete der Hansel: „par compagnie". Also brachte der Vogelsteller den Staar seinem Herrn wieder und bekam ein gutes Fanggeld. Der Barbier aber erwarb sich damit einen guten Zuspruch, denn Jeder wollte den merkwürdigen Hansel sehen, und wer jetzt noch weit und breit in der Gegend will zur Aderlassen, geht zum Barbier von Segringen.

Merke: So etwas passirt einem Staar selten. Aber so mancher junge Mensch, der auch lieber herumflankiren, als daheim bleiben wollte, ist ebenfalls par compagnie in die Schlinge gerathen und nimmer herausgekommen.

32. Doctor Bonnet; Barmherzigkeit bringt Heil.

Eine kalte, stürmische Decembernacht hatte sich über die Fluren gelagert. Nichts unterbrach die lautlose Stille des Abends, als das einförmige Knarren der vom Winde bewegten Aeste und das ferne Gebell wachsamer Hunde. — Doctor Bonnet, der weit und breit bekannte menschenfreundliche Arzt, saß noch beschäftigt in seinem Arbeitszimmer. Die Zeit war vorgerückt und Mitternacht nahe. Die Lampe brannte immer düsterer, und der Ofen versagte seine Dienste. Dieses alles erinnerte Bonnet, daß es nun hohe Zeit sei, sich zur Ruhe zu begeben. Er hatte eben die neuesten Zeitungen aus der Hand gelegt, welche wieder bedenkliche Nachrichten über die, im Jahre 1848 nicht ungewöhnlichen Excesse mitbrachten, und schritt dann auf sein Betpult zu, um sein Tagewerk zu beschließen, wie es einem Christen geziemt.

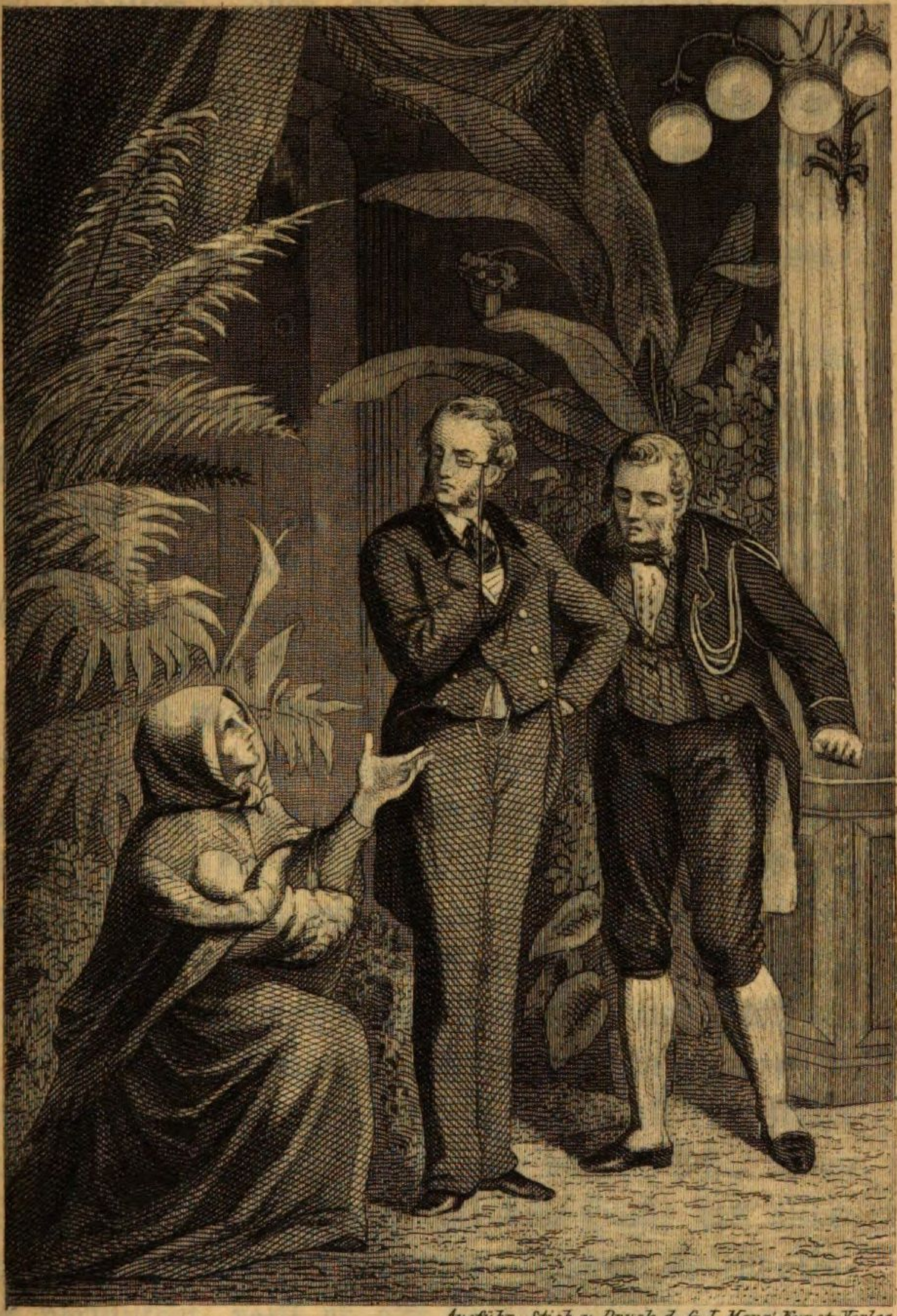
Horch, da klopft es hastig an der längst verschlossenen Hausthür! Nun, bei den Aerzten ist dieses keine so außerordentliche Begebenheit. Doctor Bonnet ergriff, da seine Hausgenossen bereits schliefen, die Lampe und öffnete dann die Thüre mit der freundlichen Frage, wer so spät noch seine Hülfe begehre. Eine hohe Mannsgestalt, in einen weiten Mantel gehüllt, den Hut in das Gesicht gedrückt, bat dringend, der Herr Doctor möge sogleich in das eine Stunde entfernte Dorf zu dem schwer darniederliegenden Kranken kommen, den er im Laufe des heutigen Vormittags besucht habe. — „Wie,“ fragte Bonnet erstaunt,

„ist es möglich, daß dieser Mann noch lebt? Ich habe ihn gänzlich aufgegeben und deshalb aufmerksam gemacht, die Tröstungen unsrer heiligen Religion ohne Aufschub sich zuzuwenden, mit seinem Gott sich auszusöhnen und" — — „O, zögern Sie nicht, Herr Doctor," fiel ihm der Fremde hastig in's Wort. „Es ist eine unerwartete günstige Wendung der Krankheit eingetreten. Der Leidende hegt selber die Hoffnung der Genesung, wünscht aber zugleich sehnlichst, Sie diese Nacht noch zu sprechen." — Dabei verschwand der Fremdling in der Dunkelheit der Nacht. „Nun, ich werde kommen," rief Bonnet ihm nach.

Kaum war eine Viertelstunde vergangen, so hatte sich der treue Franz aus seinem warmen Lager schon herausgearbeitet, und den alten Schimmel an die Kutsche gespannt, und fort ging's im scharfen Trabe dem Orte der Bestimmung zu. Man war bereits in dem kleinen Gehölz, welches etwa auf der Hälfte des Weges lag, angekommen, da wird der sonst so geduldige Schimmel sehr störrisch, und will trotz einer Portion sehr derber Peitschenhiebe nicht von der Stelle gehen.

„Aber du siehst ja doch, daß das Schlagen nichts fruchtet," rief endlich Bonnet aus seiner Pelzvermummung heraus. „Gib die Zügel her und sieh mit der Laterne nach; es muß ein Hinderniß im Wege liegen! „Ach, was ist hier?" rief betroffen Franz aus, — „ein ganz erstarrter und vielleicht schon todter Soldat liegt im Wege." — Bei genauer Untersuchung glaubte Bonnet an der Rettung des Unglücklichen nicht zweifeln zu dürfen. Was nun thun? In jenes Dorf ruft ihn die Pflicht zu einem Kranken, der nach Beschaffen-

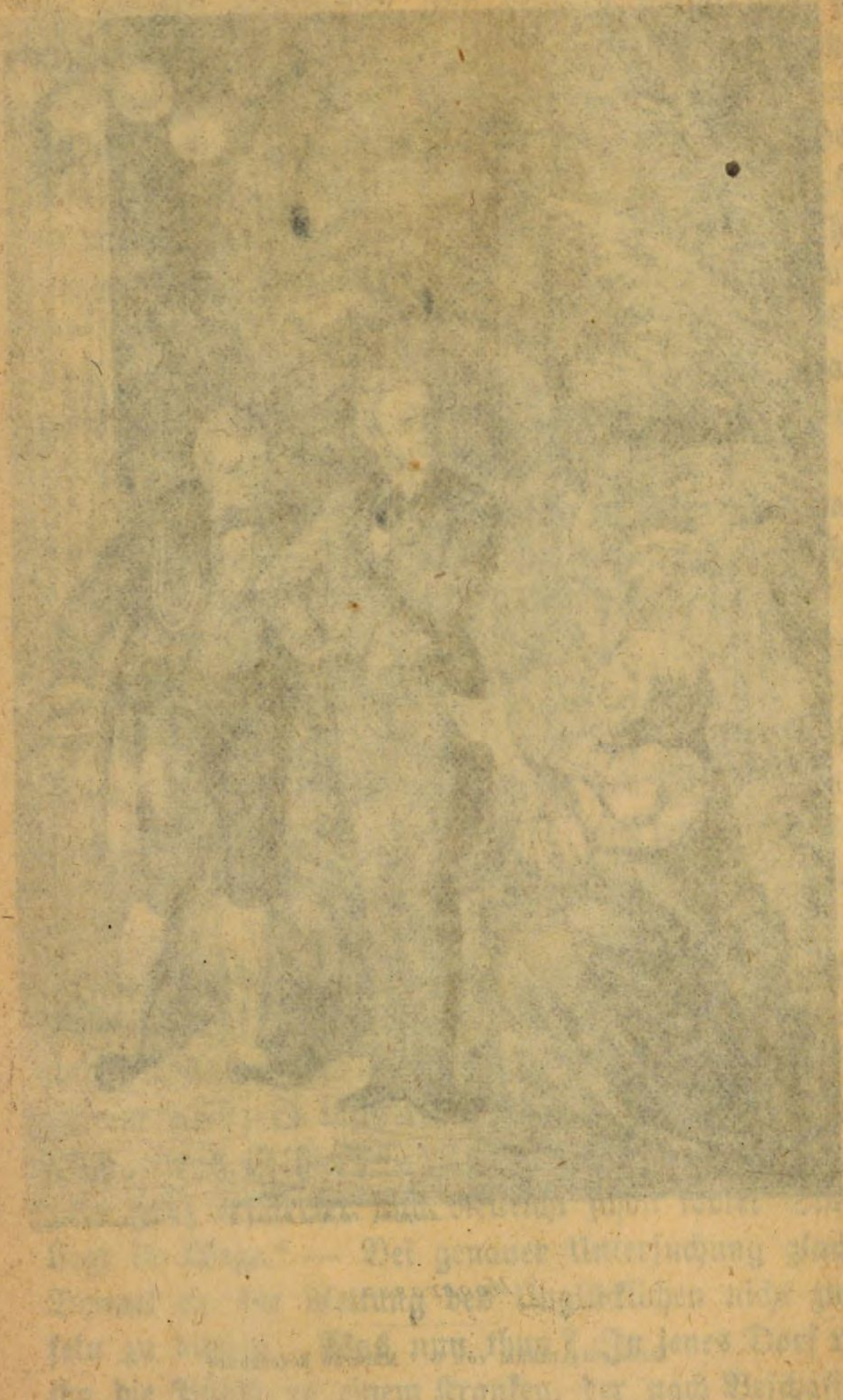
S. 90.



Ausführ, Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Moosrosen.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.



heit seines Leidens durch menschliche Kunst wol einige Tage erhalten, aber nicht gerettet werden konnte. Vor sich sieht er einen Unglücklichen, dem schleunige Hülfe dringend Noth thut. Es ist ihm völlig klar, was die Pflicht hier gebiete. Nachdem er den Erstarrten in die Kutsche gebracht, gab er Befehl zur Umkehr, und mit Sturmeseile ging es der vor Kurzem verlassenen Wohnung wieder zu.

Aber wie, schon von weitem sieht Bonnet sein Haus erleuchtet, und unheimliches Ahnen erfaßt ihn, Franz muß den Schimmel noch stärker antreiben. Es duldet den Doctor nicht länger in der Kutsche. Er vergißt im Augenblicke, von spannender Sorge übermannt, seines Patienten und eilt mit seinem Kutscher durch die geöffnete Thür in das Innere des Hauses.

Unterdeß war der Soldat, der schneidenden Kälte entrückt, in der wohlverwahrten Kutsche zur Besinnung gekommen. Er dehnt sich und erhebt sich und ist voll Erstaunen über die eigenthümliche Lage, in der er sich befindet. Allmählich wird er auch aufmerksam auf das vor ihm liegende, hell erleuchtete Haus. Er horcht auf und vernimmt ängstliches Wimmern und Stöhnen, das von wüstem Gepolter wieder unterbrochen wird. Immer klarer wird ihm, daß er nicht weit von seiner Heimath entfernt sein könne und daß er sich, wenn ihn nicht alle Zeichen trügen, vor dem Hause des allbeliebten Doctor Bonnet sich befinde. Indem er ein Unglück vermuthet, rafft er alle Kräfte zusammen, schnallt den blanken Säbel um und geht hinein. Doch welch' furchtbarer Anblick! Der Arzt und seine Diener liegen geknebelt am Boden; die Hausfrau und die Magd bluten aus vielen Wunden, während drei Raubmörder

eifrigst beschäftigt sind, die werthvollsten Habseligkeiten einzupacken. Hier ist Geistesgegenwart und schnelles Handeln nothwendig. Der erste Mörder, der Lust bezeigte, unserem Soldaten mit Gewalt entgegen zu treten, stürzt mit gespaltenem Kopfe rücklings zur Erde. In einem Augenblicke sind die Bande des Arztes und seines Dieners durchschnitten. Durch den anhaltenden Tumult sind auch die Nachbarn wach geworden und zu Hülfe geeilt. Es gelingt nach verzweifeltem Widerstande der beiden andern Räuber Herr zu werden und sie dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit zu überliefern. Die Frau und Magd sind zwar schwer verwundet, aber sorgfältige Pflege läßt noch Rettung hoffen.

Der getödtete Räuber hatte den Arzt in das entlegene Dorf bestellt, um ihn und seinen Diener aus dem Hause zu locken. Während der Abwesenheit Bonnet's wurde der Einbruch verübt. Die göttliche Vorsehung schützte den menschenfreundlichen Arzt, sie gab ihm Gelegenheit, christliche Barmherzigkeit an einem Unglücklichen zu üben, und dieser wurde in der Hand Gottes der Retter seines Wohlthäters.

Die heilige Schrift ist voll von Verheißungen für die Barmherzigen für Zeit und Ewigkeit. Sie hat Gott gemacht. G o t t hält Wort. — Warum verstehen Manche ihren Vortheil nicht besser? Da sie so reiche Mittel und so viel Gelegenheit haben, Barmherzigkeit zu üben, läßt ihre Selbstsucht sie nicht dazu kommen; und so entgeht ihnen der Segen der Barmherzigkeit, so reich für Zeit und Ewigkeit.

33. Der Ausspruch eines Räubers.

Ein liederlicher Wirth, der ein geldgieriger Mann war, schloß mit einigen Straßenräubern Freundschaft. Er wollte aus seiner Wirthshütte ein Raubnest machen, und warb daher die schlechtesten Leute an. Schon hatte er mehr als dreißig Männer auf seiner Liste, von welchen er den Anführer machen wollte. Der Tag war bestimmt, an welchem er die Sache vollkommen ausmachen sollte. In einem Walde, unweit eines kleinen Dorfes, trafen sie in später Nacht zusammen. „Nun," fing Einer unter ihnen an, „sind wir hier. Der Wirth will unser Anführer sein; es ist daher nöthig, daß wir ihn und er uns kennen lerne. Es soll daher unser erstes Gesetz sein, daß Jeder seine Bubenstücke, die er verübt hat, erzählen soll." Dieser Vorschlag gefiel der Rotte und Einer nach dem Andern fing an, seine Schandthaten auszukramen. Die Reihe kam nun an den Wirth. Da schrieen Einige: „Du wirst gewiß solche Stücke gemacht haben, welche dich würdig machen, unser Anführer zu sein." „Ihr werdet es hören," gab ihnen der Wirth zur Antwort, und fing an zu erzählen. Unter mehr als hundert boshaften Bubenstücken erzählte er, wie er einem armen Bauer durch einen falschen Eid sein Geld, das dieser bei ihm hinterlegt hatte, abgeleugnet hätte. „Nicht wahr, Bruder! das ist etwas?" setzte er hinzu. Tiefes Stillschweigen herrschte unter allen Räubern. Da trat auf einmal Einer von den furchtbarsten Männern, mit einem schwarzgelben Gesichte und einem schwarzen Knebelbarte, in die Mitte, packte den Wirth

bei dem Hals, und warf ihn zu Boden. „Elender!“ rief er, „du bist nicht einmal werth, unter einer Räuberbande zu sein. Auch bei uns ist es nöthig, sein Wort zu halten. Nie wirst du dieses thun können, wenn du deinen Schwur nicht hältst. Ich habe manche schlechte That verübt, aber nie einem Wehrlosen oder einem ohnmächtigen schwachen Weibe oder Kinde ein Leid zugefügt, oder durch Heuchelei einem Menschen etwas abgestohlen. Du bist der niederträchtigste Mensch, aufgelegt, heute mit uns zu stehlen, und morgen uns zu verrathen!“ — So sprach der Räuber, und Alle gaben ihm Beifall. Sie plünderten das ganze Haus des Wirthes, stellten dem armen Bauer sein Geld zurück, das er dem Wirthe aufzubewahren gab, hängten den Wirth, als ein selbst unter den Straßenräubern untaugliches Geschöpf, auf, und bewiesen, wie sehr der größte Bösewicht die Heiligkeit der Schwüre fühlt, und daß nicht einmal eine Räuberbande ohne Treue und Glauben bestehen kann.

Schwarze Bosheit muß im Herzen
Solcher bösen Menschen sein,
Die mit Eid und Schwüren scherzen,
Und das Heiligste entweih'n.

Räuber will ich ehrlich nennen,
Gegen den, der Schwüre bricht,
Die Natur mit Mord versöhnen
Und die Finsterniß mit Licht.

34. Friedrich Wilhelm III. und der alte Berghof.

Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., stand einst mit seiner Gemahlin im Schlosse am Marmorsee vor einem Fenster. Die Königin hatte den Kronprinzen selbst im Arme und ließ ihn mit einigen Goldstücken spielen. Indessen näherte sich ein sechzigjähriger, dürftiger aber reinlich gekleideter Mann dem Fenster, verbeugte sich, und, ohne das königliche Paar zu kennen, sagte er zum Könige: „Gewähren Sie, mein Herr, einem alten, von undankbaren Töchtern verstoßenen Manne ein Almosen; mein einziger Sohn ist Soldat und steht jetzt an der Grenze." Der König öffnete beide Flügel des Fensters und antwortete, ohne sich weiter auf Fragen und Erkundigungen einzulassen, huldreich dem Bittenden: „Wende er sich an dieses Frauenzimmer, mein Freund! Er sieht, sie läßt Kinder mit Goldstücken spielen, und wird für einen armen, von Kindern verstoßenen Vater etwas übrig haben. Ich habe meine Börse nicht in der Hand." Die Königin gab dem kleinen Kronprinzen vier Friedrichsdor in die Hand und sagte zu ihm: „Lieber Fritz, gib sie dort dem Manne!"

Der Prinz warf sie erfreut in den Hut des Greises, der über diese unerwartete reiche Gabe bestürzt wurde, und, von Rührung und Dank ganz hingerissen, mit Thränen das Fenster verließ. Kaum war er zehn Schritte gegangen, als die Königin ihm nachrief: „Freund, komme Er doch noch einmal hierher!" Der Alte wankte zurück. „Wie heißt Er, mein Freund?"

fragte die Königin. „Ich heiße Berghof," erwiderte dieser, „bin ehemals Sattler in der Brandenburg gewesen, habe Friedrich dem Großen dreiundzwanzig Jahre treu gedient und meinen ehrlichen Abschied als Sergeant erhalten." — „Ohne Pension?" fragte die Königin, und seine Antwort war: „Ja, Madame." — „Dieser Herr hier," sagte sie nun, indem sie auf den König hinwies, sagte zwar, er hätte seine Börse nicht bei sich; seine Handschrift aber ist so gut wie Geld." Der König, gerührt über diesen eben so gutmüthigen, als sinnigen Einfall seiner liebenswürdigen Gemahlin, ging vom Fenster zurück, setzte sich an seinen Schreibtisch und kam mit einem Zettel zurück, worauf die Worte standen:

„Dem alten Berghof aus Brandenburg sind zwölf Thaler als monatliche Pension aus der außerordentlichen Kriegskasse zu reichen.

Friedrich Wilhelm.

An das Kriegszahlamt in Berlin.

---

35. Der geheilte Hochmuth.

Ein junger, adeliger Herr war so stolz, daß er den Landleuten jenes Dorfes, welches ihm unterthan war, verbot, seiner geheiligten Person sich zu nähern, und ihm zum Gruße die Hand zu reichen. „Die Adeligen," sagte er, „sind Götter auf Erden; man darf ihnen daher nicht eine beschmutzte Hand darreichen, sondern die Opfer der Demuth und Verehrung aus der Ferne darbringen. Die Bauern versprachen, die-

ses gewiß zu thun. Bald darauf unterhielt sich der junge Herr damit, in einem Kahne auf dem Weiher, welcher in der Nähe seines Edelhofes lag, herumzufahren. Da entstand plötzlich ein heftiger Sturm; das Schifflein schlug um, und der jugendliche Herr fiel in's Wasser. Auf sein Geschrei eilten die Bauern herzu; statt ihm aber hülfreiche Hand zu leisten, nahmen sie die Hüte ab, und bückten sich einmal über das andere fast bis auf den Boden. Auf sein ängstliches Rufen, ihm doch zu helfen, gaben sie ihm zur Antwort, sie wagten es nicht, sich seiner geheiligten Person zu nahen, — Göttern dürfe man nicht schmutzige Hände reichen, sondern müsse ihnen die Opfer der Demuth und Verehrung aus der Ferne darbringen. — Der junge Herr hätte ertrinken müssen, wenn nicht der Pfarrherr, der auf das Geschrei desselben auch herbei gekommen war, die Bauern endlich beredet hätte, ihm zu helfen. Durch dieses kalte Bad wurde der Hochmuth des jungen Herrn etwas abgekühlt; er gab alle jene stolzen Gedanken auf, wurde ein vernünftiger Mann, und lernte einsehen, daß auch der Geringste unter den Menschen unser Nächster sei, und uns in mancher Noth nützen könne.

---

36. Der bekehrte Reiche.

(Diese wahre Begebenheit ist erzählt in den historisch-politischen Blättern.)

Der Graf Wilhelm von B.... gehörte zu den Jünglingen, welche ihr Leben in Lust und Freude

verbringen; seine Kleider bekam er aus Paris, seine Pferde aus England, seine Jäger aus Tirol, seine Weine aus Frankreich, seine Gemälde aus Italien; der junge „Lebemann“ hatte, um dies eben recht sein zu können, die ganze Welt in Contribution gesetzt.

Reich, geistvoll, schön, leicht zugänglich mußte er viele Freunde haben, und dennoch langweilte er sich, lächelte seit seinem einundzwanzigsten Jahre fast nicht mehr, so daß er auf sich, den reichen Glücklichen, den Spruch hätte anwenden können: „Es gibt nichts, das mir noch Freude machen könnte!“

Er liebte die Jagd nicht mehr, war der Gastmahle überdrüssig, tanzte nicht mehr, glaubte nicht mehr an die Beständigkeit der Welt, an den Zauber der Künste und der Freundschaft; er hatte Alles, selbst die Hoffnung aufgegeben. Doch nein, — es blieb ihm noch Eine, tief in der Seele lockende Leidenschaft: die des Spieles. Nur am Spieltische voll Karten und Geld fand er einigen Gefallen, alles Andere verursachte ihm keine Rührung, da fühlte er wenigstens noch etwas; der Wechsel des Spielglückes, das Gewinnen und Verlieren, sprachen ihn an und regten ihn auf. Als er eines Tages sehr übler Laune und mißgestimmt gewesen war, baten ihn seine Freunde, eine große Tanzgesellschaft zu geben, welche Bitte er ihnen auch gewährte, sich jedoch vorbehielt, dabei nicht tanzen zu dürfen. Einem jungen Künstler sagte er: „Ich gebe Ihnen Geld zur Verherrlichung des Festes, damit es an Nichts fehle!“ Der junge Maler ließ sich dies nicht zweimal sagen und führte die Verzierung der Säle wahrhaft geschmack- und prachtvoll aus; nie

hatte man in der guten Stadt einen solchen Lichtglanz und eine solche Blumenpracht noch gesehen. Man glaubte sich aus der Nacht in hellen Sonnenschein und aus dem Winter in den Frühling versetzt.

Der Ball wurde in der strengsten Winterzeit gegeben; seit mehr als acht Tagen waren alle Dächer der Stadt mit Schnee bedeckt, und die Façaden der Häuser mit Eiszapfen, und sahen aus wie krystallisirt. Die Felder, die Wiesen mit ihrem Gras und ihren gefrorenen Bächlein waren Verstorbenen in weißem Todtengewande gleich, überall Traurigkeit, Oede und Betrübniß. Die Reichen fror es in ihren wohlverschlossenen Häusern, und sie drängten sich in dichtem Kreis um die behaglichen Kamine. Aber die rechte, die bittere Noth traf die Armen, Diejenigen, welche keine gutschließenden Thüren, keine Vorfenster, keine Bettvorhänge, kein Holz, kein Feuer in ihrem Ofen haben. Ach, die Kälte ist etwas Schreckliches; in der schönen Jahreszeit ist das Elend nur halb so groß, denn dann ist die Luft etwas Sanftes; eine Freundin für Alles, was da athmet und lebt; aber der kalte Hauch des Winters, jener eisige und schneidende Wind, der die Greise zittern und die Mütter und kleinen Kinder weinen macht, ist eine schreckliche Qual! — Doch wer weiß das?

Um zehn Uhr Abends strahlte aus den Fenstern des Palastes des Grafen B .... blendender Lichtglanz; man wähnte große, helle Augen zu sehen, die in die Nacht schauten und sich nicht zum Schlafe schließen wollten. Der Schimmer von dem festlich beleuchteten Hause verbreitete einen röthlichen Widerschein auf dem Schnee und glich dem Lächeln auf dem Gesicht eines

Verstorbenen. Aus den Wagen, welche geräuschlos daherrollten und unter einem Zelte vor der Freitreppe hielten, stiegen auf weiche Teppiche mit Blumen und Diamanten geschmückte Damen aus; aber unter den Damen fehlte — Eine, und der Graf hatte ihre Abwesenheit wahrgenommen. Gegen Mitternacht ging er hinaus, um zu sehen, ob sie noch nicht komme; denn sein Vater hatte zu ihm vor seinem Tode gesagt: „Die Tochter meines alten Waffengefährten, Baron von W. . . ., hätte ich gerne meine Tochter zu nennen gewünscht; sie ist schön, reich und besitzt Talente und Tugenden. Ihr Vater und ich haben Euch mehr als einmal in unsern Träumen verlobt.“ — Wilhelm wünschte daher lebhaft, sie bei diesem Feste zu sehen.

Als er auf der Thürschwelle stand, zu schauen, ob sie komme, und eine Frau mit einem wimmernden Kind auf dem Arm zu ihm hintrat, rief er: „Entfernt diese Bettlerin!“

„Ach, gnädigster Herr, es friert und hungert mich!“

„Ich habe diesen Morgen die Almosen austheilen lassen!“

„Schenkt mir aus Mitleid etwas, wofür ich mir Brod und Holz kaufen kann! Mein Kind stirbt vor Hunger!

In diesem Augenblicke fuhr der Wagen der erwarteten Dame in den Hof: die Bettlerin mußte sich entfernen.

Sie kam wieder, als die glänzende Equipage fortgefahren war; sie kam wieder, aber ihr Kind wimmerte nicht mehr, es war eingeschlafen. Auch sie fühlte trotz des Hungers, daß die Augenlider ihr schwer wur-

den. — Sie legte sich unter das Zelt der Freitreppe. — Es fielen dicke Schneeflocken. Einer der Bedienten entdeckte sie hier und jagte sie hinaus: Das arme Geschöpf konnte nicht weiter, ihre Glieder erstarrten; sie legte sich am Hofthore, vom Pfeiler ein wenig gestützt, nieder, sie drückte ihr Kind an die Brust, aber es schrie nicht mehr, es war kalt, starr, gestorben! — Doch sie wußte es nicht. Auf dem Schnee hingestreckt, schlief auch sie ein, — um nicht wieder zu erwachen. Ehe sie verschied, blickte sie noch einmal auf zu den erleuchteten Fenstern des Palastes des Reichen, noch sah sie glänzend geschmückte Damen vorbeitanzen. Ach, wenn ihr nur eine einzige von allen diesen zur Schau getragenen Perlen geschenkt worden wäre, sie hätte sich dafür Holz kaufen können, um sich zu wärmen, Brod für ihr Kind und eine warme Decke, aber sie bekam nichts!

Als Wilhelm eine Fürstin, die seinen Ball mit ihrer Gegenwart beehrt hatte, an ihren Wagen führen wollte, stieß sein Fuß an Etwas an, das im Schnee lag, und er zankte darüber mit den Dienern.

Sie sahen nach und fanden unter dem festgefrorenen Schnee die — Bettlerin und ihr Kind.

Trotz des Geräusches des Orchesters, trotz des Tanzes und der Freude erfuhr man in den von Lichtglanz strahlenden, mit Blumenduft gefüllten und angenehm geheizten Sälen den schrecklichen Tod der Bettlerin; da zeigte sich doch ein Fünkchen von Mitgefühl, von Achtung vor dem Elende, das Tanzen hörte auf und die Gäste entfernten sich.

Als Wilhelm allein war, ging er hinunter, um die Gestorbene, welche so eben in die Hausflur ge-

bracht wurde, zu sehen. Frauen rieben sie mit warmen Stoffen, allein es war zu spät! So groß war die Kraft des letzten Todeskampfes gewesen, daß die Frauen nur mit Mühe das kleine Kind von der todten Brust der erstarrten Mutter trennen konnten.

Wilhelm blieb über eine Stunde bei dem Leichnam stehen. Hierauf riß er in einem Anfalle von Wuth die Blumenkränze von dem Getäfel des Saales herunter, zertrat sie und schloß sich dann in sein Zimmer ein; Niemand konnte ihm dahin folgen, und am nächsten Morgen war er noch eingeschlossen. In diesen einsamen Stunden reifte ein großer Entschluß in seiner Seele; er hatte vor dem Bildnisse seiner Mutter ein Gelübde gethan.

Er gründete das Hospital der Stadt. Und als das Gebäude vollendet war, und dem Hospiz nichts mehr fehlte, wurde Wilhelm ein dienender Bruder und starb nach fünf Jahren im Rufe der Heiligkeit, nachdem er zuvor sein Vermögen den Armen vermacht hatte. — Die Statuten der frommen Gründung, welche sein Land ihm verdankt, hatte er selbst entworfen: es heißt darin unter Anderem:

„Von dem Tage vor dem Fest Allerheiligen bis zu dem des heiligen Evangelisten Markus am 25. April sollen im Hospiz des Gebäudes zwei Säle gut geheizt und dem Zutritte der Armen Tag und Nacht geöffnet sein. Des Mittags und Abends sieben Uhr soll ihnen Suppe gereicht werden.

„Barmherzige Schwestern übernehmen die Verpflegung der Mütter und Kinder."

„Außerdem soll vor Weihnachten jedes Jahres

Holz und wollene Decken an die Dürftigen der Stadt vertheilt werden."

Lieber Leser! Bist Du in den früheren Jahren auf Fastnacht oder ähnlichen Gelagen dem Grafen in seinem sündhaften Leben nachgefolgt, so folge ihm auch jetzt nach in der Buße, indem Du die Noth der Armen linderst. Das wird Dich nicht gereuen auf dem Todesbette und in der Ewigkeit.

---

37. Schlangenklugheit.

Ein junger Oekonom lebte lustig und guter Dinge in den Tag hinein. Vergnügen, Lustparthien, Spielen: das war sein Element, nebenbei verachtete er auch guten Braten nicht und noch weniger ein Glas Wein. Von Frömmigkeit und Tugend, von Tod und Ewigkeit mochte er nichts hören, und seinem Pfarrer ging er meistens tausend Schritte aus dem Wege, weil er fürchtete (so sagte er gewöhnlich), ihm möchte ein Floh in's Ohr gesetzt werden und er würde um sein ruhiges, heiteres Dasein gebracht. Ein Ordensmann kannte den lockeren Wandel des jungen Oekonomen recht gut; er hatte schon manchen Versuch zum Angriffe auf ihn gemacht, allein der Wildfang bewies sich stets bombenfest oder wußte sich außer Schußweite zu ziehen. Eines Tages aber kommen die Beiden auf der Straße einander entgegen und können sich nicht ausweichen. Beide lassen es an Freundlichkeit und gegenseitigen Komplimenten nicht fehlen. End-

lich sagt der Ordensmann, wenn's erlaubt wäre, so möchte er ihn wol mal besuchen; es plagten ihn oft düstere Gedanken und er glaubte, bei ihm, dem Oekonom, könnte er am besten die Grillen vertreiben; denn da ginge es immer fidel zu. Der Oekonom verzog wol etwas die Lippen, wie wenn er Essig getrunken hätte, er hatte viel von der „Schlauheit der Pfaffen" gehört und er argwohnte so etwas von einem geheimen Plane; allein, wenn er sich auch um Religion und Kirche wenig kümmerte, gegen den Anstand durfte er sich nicht verfehlen, und betheuerte, es würde ihm außerordentlich angenehm sein, wenn der Pater ihn mit einem Besuche beehren wollte. „Und," so setzte er hinzu, „doppelt angenehm wäre es mir, wenn Sie morgen mit einer Suppe bei mir vorlieb nähmen; ich habe nämlich noch einige gute Bekannte zum Essen eingeladen. Nur muß ich Ew. Hochwürden bitten, kein Wort von ernsten Dingen, von Beten, Beichten und dergleichen zu sagen, denn so etwas würde meine Gäste, denen ich die größte Aufmerksamkeit schuldig bin, ganz verstimmen." Der Ordensmann verspricht zu kommen und von unliebsamen Gegenständen wie ein Grab schweigen zu wollen.

Das Essen am folgenden Tage hat begonnen, und Alle sind in rosiger Laune. Unser Pater ist zur Verwunderung des Oekonomen ein äußerst angenehmer Gesellschafter; er scherzt und lacht und weiß die Gäste durch die interessantesten Anecdoten zu amüsiren. Als er darum gegen Abend erklärte, er müsse vorschriftsmäßig jetzt in sein Kloster zurück, hätten ihn Alle noch gar zu gern in ihrer Mitte behalten. Der Gastgeber begleitete ihn zum Zimmer hinaus und er-

bot sich, er wolle ihm erst einmal die innere Einrichtung seines Hauses zeigen. Der Pater ließ sich das gefallen. Alles war höchst zweckmäßig und schön eingerichtet, was der Pater lobend anerkannte. Zuletzt zeigte der Oekonom ihm noch seine Schlafkammer und fragte, ob der Pater schon je in seinem Leben ein so bequemes Bett gesehen habe. „Ja wol," lautete die Antwort, „ich kenne ein Bett, mit welchem dieses nicht zu vergleichen ist." „Wo?" entgegnete der vorwitzige Jüngling. Ernst erwiderte der Ordensmann: „Es wartet noch ein Bett auf uns Alle, von welchem der Prophet sagt: Dein Unterbett werden sein die Maden, dein Oberbett die Würmer." — Den jungen Weltmann überlief's bei diesen Worten wie eine Gänsehaut; unwillig erinnerte er an die Uebereinkunft, daß von ernsten Dingen keine Erwähnung geschehen solle. Der Pater entschuldigte sich, er habe gemeint, das beziehe sich nur auf die Zeit des Essens; übrigens würde er für die Zukunft vorsichtiger sein und sich aller derartigen Sprüche enthalten. Er empfahl sich bestens und wünschte eine gute Nacht.

Der Oekonom ging zu seinen Gästen zurück, aber es mundete ihm kein Essen und Trinken mehr; er war weit stiller als zuvor. Lachte er hin und wieder noch zu den aufgetischten Schwänken, so war es offenbar nur ein gezwungenes Lachen. Die lustigen Brüder merkten diese Veränderung wol, hielten sie aber für eine Folge des Weingenusses. Sie irrten sich in ihrem Urtheile; was den Jüngling so verstimmte, war das „Maden- und Wurmbett", woran der Pater erinnert hatte. Die Gäste entfernten sich spät am Abende; unser Oekonom geht in seine Schlafkammer; aber das

vorher gerühmte Bett hat für ihn gar nichts Schönes und Anziehendes mehr; er möchte sich gar nicht hineinlegen. Als er endlich sich hineinwarf, erschien es ihm nicht mehr so weich wie bisher; es kam ihm vor, als kröchen Würmer und Ungeziefer in demselben. Seine Gedanken schweiften weiter hinaus in die Ewigkeit; es trat vor seinen geängstigten Geist das Schicksal des Leibes und auch das Schicksal der unsterblichen Seele. Er konnte nicht eine Stunde schlafen. Am andern Morgen suchte er den Pater im Kloster auf, unterredete sich mehrere Stunden mit ihm, empfing den folgenden Tag die heiligen Sakramente und führte fortan einen stillen, tugendhaften, christlichen Wandel. Der Pater hatte ihm also doch einen Floh in's Ohr oder Herz gesetzt.

---

38. Die Stecknadel.

In das Magazin des reichen Kaufmanns Samuel Richter in Danzig trat ein armer, zehnjähriger Knabe und sprach den Buchhalter um ein Almosen an. „Hier wird nichts gereicht!" brummte der Beschäftigte; „mach, daß du fortkommst!" Bitterlich weinend schlich der Arme langsam zur Thür, als Herr Richter ihm entgegentrat. „Was gibt es denn hier?" fragte er den Diener. „Ein unnützer Bettelbube!" war die Antwort des Buchhalters, der von der Arbeit kaum aufblickte. Indeß sah Herr Richter dem Knaben nach und bemerkte, wie er dicht vor der Thüre etwas von der Erde aufhob. „He, Kleiner! was hebst du da auf?" rief er ihm nach. Der weinende Knabe

wandte sich um und zeigte eine Stecknadel. „Und was willst du damit?" fragte jener weiter. „Mein Wams hat Löcher," war die Antwort, „das größte stecke ich damit zu."

Das gefiel Herrn Richter, und noch mehr das schöne unschuldige Gesicht des Knaben. „Aber," sagte er freundlich ernst, „schämst du dich nicht, so jung und gesund wie du bist zu betteln? Kannst du nicht arbeiten?" „Ach, lieber Herr," versetzte der Knabe, „ich verstehe nichts, und zum Dreschen und Holzspalten bin ich noch zu klein. Mein Vater ist seit drei Wochen todt nnd meine arme Mutter und meine kleinen Brüder haben seit zwei Tagen nichts gegessen. Da bin ich denn in der Angst hinausgegangen und habe die Menschen um Mitleiden angesprochen. Aber ach! nur ein einziger Bauer gab mir gestern ein Stückchen Brod, seitdem Niemand einen Bissen wieder.

Auf ähnliche Weise lügen die Bettler von Gewerbe ganz gewöhnlich, und das verhärtet viele Menschen gegen die wahre Noth. Der Kaufmann aber traute für dieses Mal dem ehrlichen Gesichte des Knaben. Er griff in seine Tasche, zog ein Geldstück hervor und sagte: „Hier ist ein halber Thaler; geh dort zum Bäcker und kaufe für die Hälfte des Geldes Brod für dich und deine Mutter und Geschwister; die andere Hälfte aber bringe mir zurück." Der Knabe nahm das Geld und sprang fröhlich fort. „Nun," sagte der grämliche Buchhalter, „der wird in's Fäustchen lachen und nie wieder kommen." — „Wer weiß!" antwortete Herr Richter, und schon sah er den Knaben in vollem Laufe zurückkehren, ein Schwarzbrod in der einen Hand, das übrige Geld in der andern.

„Da, lieber Herr!“ sprach er fast athemlos, „da ist das übrige Geld.“ Gleich erbat er sich heißhungrig ein Messer, um sich ein Stückchen Brod abschneiden zu können. Der Buchhalter reichte ihm still ein Taschenmesser hin. Eilfertig schnitt er sich eine Kruste ab und wollte schon einbeißen. Doch plötzlich besann er sich, legte das Brod zur Seite und betete still mit gefaltenen Händen ein kleines Tischgebet. Dann ließ er sich das Brod trefflich schmecken.

Den Kaufmann rührte diese ungeheuchelte Frömmigkeit des Knaben. Er befragte ihn um seine Herkunft und Heimath, und erfuhr aus seinen treuherzigen Mittheilungen, der Vater habe in einem vier Meilen von Danzig entfernten Dorfe gewohnt und ein kleines Haus und Gut besessen. Das Haus aber sei abgebrannt, und seine Kränklichkeit habe ihn gezwungen, den Acker zu verkaufen. Er habe sich hierauf bei einem Nachbar als Hirt verdungen, sei aber dem Kummer und der Anstrengung vor drei Wochen erlegen. Nun befinde sich seine Mutter, die vor Gram ebenfalls erkrankt sei, mit vier kleinen Kindern im bittersten Elende. Er, der älteste, habe Hülfe suchen wollen, sei anfänglich von Dorf zu Dorf gegangen, endlich auf die große Landstraße gerathen und zuletzt, da er überall vergebens gefleht, bis nach Danzig gekommen.“

Dem Kaufmanne wurde das Herz weich. Er hatte nur ein einziges Kind, und der Knabe schien ihm als ein Wechsel auf Sicht *), den Gott auf ihn zur

---

*) In Wechseln „auf Sicht“ ist der Tag der Vorzeigung derjenige, an dem die Auszahlung geschehen muß.

Prüfung seiner Dankbarkeit ausgestellt habe. „Höre, mein Sohn!“ fing er an, „hast du denn wirklich Lust, etwas zu lernen?“ „Ach ja“, rief der Knabe, „wie gern! Ich kann auch schon den Katechismus lesen und verstände wol noch mehr; aber zu Hause mußte ich immer den kleinen Bruder tragen, weil die Mutter krank auf dem Stroh lag.“

Herr Richter fühlte sich plötzlich entschlossen. „Wohl!“ sagte er, „wenn du fromm, brav und fleißig bist, so will ich für dich sorgen. Du sollst etwas lernen, sollst Essen, Trinken und Kleider bekommen und mit der Zeit auch etwas verdienen. Dann kannst du deine Mutter und Geschwister auch unterstützen.“ Des Knaben Augen leuchteten vor Freude bei des Kaufmanns Worten. Aber auf einmal schlug er sie wieder zu Boden und sagte traurig: „Meine Mutter hat noch immer nichts zu essen!“

Eben war, wie von Gott gesendet, ein Einwohner aus des Knaben Geburtsort in Herrn Richters Haus getreten. Derselbe bestätigte alle Aussagen des Kleinen und übernahm es gern, der Mutter wegen ihres Gottlieb Nachricht zu geben und eine Gabe von Brod und Geld zu bringen. Zugleich mußte der Buchhalter einen Brief an den Pfarrer des Dorfes schreiben, worin die Wittwe der Fürsorge desselben empfohlen, noch eine Unterstützung für sie beigeschlossen und eine fernere Beisteuer verheißen wurde. Als dieses geschehen, besorgte Herr Richter für den Knaben in aller Eile anständige Kleidung und brachte ihn dann Mittags zu seiner Gattin, die er von des kleinen Gottlieb Schicksal und den Planen, welche er mit ihm hatte, genau unterrichtete. Die brave Frau versprach

gern, ihn in den letzteren nach Vermögen zu unterstützen, und sie hielt in der Folgezeit ehrlich Wort.

In den nächsten vier Jahren mußte Gottlieb die Schulen der großen Handelsstadt besuchen; dann nahm ihn sein treuer Pflegevater auf das Comtoir, um ihn zur Handlung anzuleiten. Dort wie hier, auf der Schulbank wie am Schreibpult, zeichnete der heranreifende Jüngling sich nicht nur durch natürliche Anlagen, sondern auch durch den redlichen Fleiß aus, mit welchem er sie benutzte. Dabei blieb sein Herz unverdorben. Von seinem wöchentlichen Taschengelde sandte er die Hälfte regelmäßig seiner Mutter, bis dieselbe nach dem Vorangehen von zweien seiner Brüder starb. Sie hatte die letzten Lebensjahre zwar nicht im Wohlstande aber durch des edlen Richter und ihres Sohnes Beihülfe doch ohne drückende Sorge zugebracht.

Nach dem Tode der geliebten Mutter gab es für Gottlieb keinen theureren Menschen als seinen Wohlthäter. Ihm zu Liebe wurde er immer mehr Kaufmann. Er begann damit, den Ueberschuß seines Taschengeldes, den er jetzt nach Gefallen benutzen konnte, auf einen Handel mit Hamburger Schreibfedern zu verwenden. Als er hiedurch bei kleinem Vortheil und billigem Preise doch gegen hundert und zwanzig Thaler gewonnen hatte, traf es sich, daß er in seinem Geburtsdorfe eine bedeutende Menge Hanf und Flachs fand, die sehr gut und dabei doch sehr wohlfeil im Ankaufe war. Er bat seinen gütigen Pflegvater um einen Vorschuß von zweihundert Thalern, welchen dieser mit Freuden gewährte. Und das Geschäft gelang so wohl, daß Gottlieb schon im dritten Lehrjahre ein Vermögen von fünfhundert Thalern besaß. Er unternahm jetzt

gleichzeitig mit dem Flachshandel einen Handel mit Flachsleinwand, und beide Erwerbzweige machten ihn in zwei Jahren um tausend Thaler reicher.

Dieses geschah noch während der üblichen fünfjährigen Lehrzeit. Nach deren Beendigung fuhr Gottlieb fort, noch andere fünf Jahre seinem Wohlthäter mit Fleiß, Geschick und Treue zu dienen, trat dann in die Stelle des zu derselben Zeit gestorbenen Buchhalters und wurde drei Jahre später von Herrn Richter zum wirklichen Mitgliede oder Theilhaber der ganzen Handlung mit einem Drittel des Gewinnes aufgenommen.

Aber es war nicht Gottes Wille, daß dieser schöne Handelsbund lange dauern sollte. Eine schleichende Krankheit warf Herrn Richter nieder und hielt ihn zwei Jahre an das Lager gefesselt. Was liebende Dankbarkeit vermag, das wandte Gottlieb jetzt an, um seinem Wohlthäter etwas zu vergelten. Er wurde durch verdoppelte Anstrengung die Seele der ganzen Handlung, und doch wachte er ganze Nächte lang mit seines Wohlthäters Gattin an dessen Lager, bis dieser endlich in seinem fünfundsechzigsten Lebensjahre sanft entschlummerte.

Im Jahre 1828, zehn Jahre nach Richters Tode, war die Firma „Gottlieb B . . . ., Samuel Richters sel. Erben" eine der geachtetsten in dem großen Danzig. Drei Schiffe befuhren für dieselbe die Ost- und Nordsee, und Gottes Obhut schien besonders für das Eigenthum ihres braven Herrn zu wachen. Dieser blieb auch in der That brav. Er ehrte seine zweite Mutter wie ein Kind, und pflegte sie bei ihrer zunehmenden Schwäche auf's zärtlichste, bis sie in ihrem

zweiundsiebenzigsten Jahre in seinen Armen verschied. Was er in den Nothjahren 1816 und 1817 den Bedürftigen that, das läßt sich hier nicht erzählen, aber die Engel im Himmel haben es gesehen.

Da die Ehe, die er mit der Tochter seines Wohlthäters geschlossen hatte, kinderlos blieb, so nahm er die beiden ältesten Söhne seiner zwei noch lebenden Brüder (jetzt wohlhabende Landleute) zu sich in's Haus und bestimmte sie zu seinen Erben. Um sie jedoch in der Demuth zu erhalten, zeigte er ihnen oft die für ihn so segenbringende Stecknadel, die jetzt an einem sehr feinen holländischen Tuchrock prangte, und vermachte diese Stecknadel zum Erbstück für den, welcher jederzeit der Aelteste in der Familie sein würde.

Es sind jetzt wenige Jahre, seit dieses Kind des Elends, des Glücks und des frommen Fleißes in stillem Frieden aus dieser Welt schied.

---

39. Freude im Wohlthun.

Einige reiche Engländer beschlossen, den Geburtstag ihres Königs unter sich mit einem glänzenden Feste zu begehen. Die Anstalten hiezu sollte Morington treffen, ein Mann, auf dessen Geschmack in Anordnung solcher Feierlichkeiten man sich verlassen konnte. Sie legten deshalb eine große Summe Geldes zusammen, gaben sie Morington und sagten: „Wir überlassen Alles Deinem Geschmacke, aber es muß ein göttliches Fest sein!" — „Ja, ja!" versetzte Moring-

ton lächelnd, „ein göttliches Fest! verlaßt Euch auf mich!“ — Die jungen Engländer gingen an dem bestimmten Tage in den verabredeten Gasthof. „Was wetten wir,“ sagte einer zum Andern, „Morington hat für unser Vergnügen gewiß auf's herrlichste gesorgt? Er weiß den Sinnen und dem Herzen eine gleich angenehme Unterhaltung zu verschaffen.“ — Sie traten in das Haus. Sämmtliche Zimmer trafen sie nur schlecht beleuchtet, und in der Küche bemerkten sie keine Zubereitung, welche ein kostbares Abendessen erwarten ließ. — „Morington, was ist das!“ riefen sie, als er ihnen aus einer angrenzenden Thür entgegentrat. „Du scheinst wenig für unser Vergnügen gesorgt zu haben!“ Statt sich zu entschuldigen, erwiderte Morington: „Ihr wolltet doch ein göttliches Fest? Hier ist es!“ Und in dem Augenblicke öffnete er die Thür eines Zimmers. Hier saßen zehn Londoner Bürger mit ihren Frauen und Kindern, und genossen ein für sie bereitetes Abendessen. Es waren Leute, die durch ungünstige Umstände in Schulden gerathen waren, und deren Gläubiger sie nach den Landesgesetzen, die dies verstatten, in das für zahlungsunfähige Schuldner bestimmte Gefängniß hatten setzen lassen. Die Schulden dieser Männer hatte Morington mit dem von seinen Freunden erhaltenen Gelde bezahlt, die armen Gefangenen dadurch aus ihrer Haft befreit und hier eine nicht kostbare, aber doch gute Mahlzeit für sie anrichten lassen. Den Rest des Geldes hatte er unter sie vertheilt, damit sie neues Handwerkszeug und das nöthige Hausgeräthe anschaffen und sich wieder emporarbeiten könnten. Ihr wolltet doch ein göttliches, ein himmlisches Fest?“ sagte Morington zu

seinen Freunden, die ihn befremdet betrachteten. „Sehet, hier ist es! So speist Gott alle Tage im Himmel!" Er gab ihnen hierauf über seine ganze Veranstaltung die nöthige Aufklärung. Die geretteten Bürger, die jetzt erfuhren, wer ihre Wohlthäter waren, standen von ihren Sitzen auf und Thränen der Freude und des Dankes floßen aus aller Augen. „Sie haben mir meinen Mann, Sie haben uns unsern Vater wieder gegeben!" riefen die Gattinnen und Kinder. Die jungen Engländer wurden durch diese Scene überrascht und gerührt. Sie reichten allen die Hand, baten sie, an diesem Tage nur recht vergnügt zu sein, und setzten sich sodann mitten unter sie an die fröhliche Tafel. Es war nicht für auserlesene Gerichte gesorgt, aber der Anblick so vieler glücklicher Menschen, ihre laute Freude, ihr herzlicher Dank, das Bewußtsein, sie so glücklich gemacht zu haben, versüßte unsern jungen Engländern das einfache Mahl so sehr, daß sie noch nie köstlicher gespeist zu haben glaubten. Die Bürger tranken auf die Gesundheit ihrer Wohlthäter, und alle zusammen auf das Wohl ihres Königs. — „Morington," sagten seine Freunde beim Weggehen, „Du hast uns wahrlich ein göttliches Fest gemacht!" und sie unterzeichneten für's künftige Jahr eine gleiche Summe zu dem nämlichen Gebrauche.

---

40. Die Haube.

Der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen war bekanntlich etwas sparsam.

Als er nun einst in das Wohnzimmer der Königin trat, bemerkte er auf ihrem Nähtische eine hübsche Haube, die ihm neu zu sein schien. Lächelnd fragte er nach dem Preise. „Es ist nicht immer gut, erwiderte scherzend die Königin, „wenn die Männer wissen wollen, was der Putz der Frauen kostet; sie verstehen das nicht, und finden dann Alles theuer."

„Aber du kannst mir doch wol sagen, was die Haube gekostet, ich möchte es gerne wissen."

„O ja; ich habe eine wohlfeile gewählt; sie kostet nur vier Thaler."

„Nur? Erschrecklich viel Geld für so ein Ding."

Indem der König am Fenster stand und so seine spöttischen Bemerkungen machte, sah er einen Invaliden von der Garde vorübergehen. Er winkte ihm, rief ihn herauf und sagte zu ihm: „Die Dame, welche da auf dem Sopha sitzt, hat viel Geld; was meinst du wol, alter Kamerad, was sie für die Haube gegeben, die da auf dem Tische liegt? Darfst dich aber nicht blenden lassen von dem schönen Rosabande."

Der alte Kriegsmann, unerfahren in solchen Dingen, zuckte mit den Achseln und sprach endlich: „Na, die wird wohl einige Groschen kosten."

„Da hörst du's," fuhr der König fort, „ja, was Groschen! Vier Thaler hat sie dafür bezahlt. Nun geh' einmal hin, und laß dir von der schönen Frau ebenso viel geben."

Lächelnd öffnete die Königin schnell die Börse, und legte in die vorgehaltene Hand dem Soldaten vier blanke Thaler. „Aber," fügte sie scherzend hinzu, „sieh einmal, der hohe Herr, der da am Fenster steht, hat viel mehr Geld, als ich; Alles, was

ich besitze, habe ich nur allein von ihm, und er gibt gern. Nun geh' auch zu ihm hin, und laß dir das Doppelte, acht Thaler, geben."

Mit fröhlichem Lächeln sieht die Königin, wie der König diese Spende dem Soldaten zu Theile werden ließ, und wünscht dem vergnügten Invaliden Glück, der unter lautem Gelächter des königlichen Paares das Zimmer verläßt.

Der König hatte sich Gesichtszüge und Namen des Invaliden gemerkt, und oft hat er ihn später, als Königin Louise längst gestorben war, in Potsdam angeredet, und im Scherzenstone gefragt: „Brandes" — so hieß der Invalide — „weißt du noch?"

---

42. Ein Recept für Unzufriedene.

„Alle Tage Kartoffel, und nichts als Kartoffel, und immer wieder Kartoffel und Mehlspeise, und selten ein Stück Fleisch, und nichts als Wasser; nicht einmal alle Tage ein Maas Bier. Der Kukkuk soll's holen!" — Dies war die Litanei, welche Michael, ein junger gesunder Taglöhner, gar oft herleierte, während ihm die beiden Backen zerspringen wollten. — „Mein Michael!" antwortete sein zufriedenes, verständiges Weib, „versündige dich nicht an unserm Herrgott. Wir haben alle Tage, was wir brauchen. Du kannst dir alle Tage im Taglohn etwas verdienen, und bist kerngesund. Ich meine, wenn man ein paar solche Kühe im Stalle hat, wie wir, die eine so gute Milch geben, und eine Wiese dazu und einen Kraut-

und Kartoffelacker, dann sollte man zufrieden sein und dem lieben Herrgott auf den Knien danken. Und dann guck nur unser Büblein da an! da lacht ja einem das Herz vor Freude. Sieh, wie es lacht und wie ihm so wohl ist!"

„Geh' mir weiter," antwortete Michael; „besser ist besser. Das ist Alles recht, und du hast ganz recht; aber es würde dir doch auch schmecken, wenn wir alle Wochen nur einmal einen Braten auf den Tisch bekämen, und nicht blos an der Kirchweih!" — „Das fällt mir das ganze Jahr nicht ein," erwiderte sein Weib; „denn es schmeckt mir mein Essen alle Tage, und dir gottlob auch; wenn ich satt bin, so gebe ich keinen Groschen darum, ob ich von einem Braten, oder von Kartoffeln und Pfannenkuchen satt geworden bin, und wenn mein Durst gelöscht ist, so ist es mir gerade wieder so. Das Wasser löscht den Durst noch besser, als das Bier, und ist auch gesunder, und läßt den Kopf nüchtern." — Michael schüttelte zweifelhaft seinen Kopf, wußte aber doch nicht recht, was er seinem Weibe antworten sollte.

Solche Leute, denen das Klagen über ihre Lage zur Gewohnheit geworden ist, sind nicht zu überführen; sie müssen fühlen, wenn ihnen die Augen aufgehen sollen. So war es bei unserm Michael. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, der liebe Gott habe ihn zu kurz kommen lassen, und das brachte ihm kein Mensch heraus. — Nun kam ein heißes, trockenes Jahr; die Brunnen versiegten, und nur zwei im Dorfe gaben zur Nothdurft noch Wasser, das Morgens und Abends in kleinen Portionen vertheilt wurde; die Wiesen standen schlecht, und die Kartoffel konnte man zäh-

len; das Getreide war kurz, aber die Aehren waren schwer und darauf beruhte alle Hoffnung.

Michael sagte lange nichts, und ging ganz stillschweigend herum. Er schien seine Kartoffel-Litanei ganz vergessen zu haben. Als ihm aber einmal die Zunge gar zu arg am Gaumen klebte, und er ganz heiser sprach, sagte er ganz kleinlaut: „Das ist aber jetzt ein Elend! — Nicht einmal Wasser genug! — Und wenn das nur kalt und klar wäre! — Aber es ist ja wie gekocht, und ganz lau und trübe." — „Das kann man jetzt nicht ändern," antwortete sein Weib, „und man muß sich in Gottes Willen fügen. Es wird besser kommen." — „Gibt es denn heute keine Kartoffel? fragte Michael. — „Du weißt ja, wir haben keine alten mehr," versetzte sein Weib, „und mit den neuen hat es noch Zeit." — „Himmel Element," brummte Michael, „und das Mehl geht auch bald aus." — „Und die Kühe geben jetzt wenig Milch," fügte sein Weib hinzu. „Das Kräutern kann man beinahe ersparen; nur hie und da finde ich etliche Hälmchen." — Michael kratzte sich hinter den Ohren. Nun wurde er auch noch krank, wovon er bisher gar nichts gewußt hatte. Es lag ihm, wie er sagte, in allen Gliedern. — Die Krankheit war gar nicht gefährlich; aber Michal meinte doch, er sei sterbenskrank. Schon am zweiten Tage stöhnte und seufzte er: „O, lieber Herrgott, laß mich nur einmal wieder gesund werden! — Ich will ja gewiß über nichts mehr klagen. Bete doch für mich, liebes Weib!" Nach acht Tagen war er wieder vollkommen gesund, und wartete den Herbst geduldig ab, der wieder Wasser brachte.

„Ach, das schmeckt gut!" rief er, als er den er-

sten frischen Trunk that, und strich mit seiner Hand behaglich über seinen Magen, und als es wieder Kartoffeln gab, die sein Weib in jenem Herbste vor dem Kochen jedesmal zählen mußte, da paßte er genau auf, daß nichts an den Schalen hängen blieb, und er schabte das kleinste Stückchen mit den Zähnen ab. — „Nun, die Zeit wird auch wieder kommen, wo wir Kartoffel genug essen können," sagte er sich zum Troste. — „Gelt, ich habe recht gehabt?" sagte sein Weib.

„Ich war ein dummer Esel," antwortete er. — Von nun an war er gescheidter, und dankte dem lieben Gott für Alles. Sein Weib aber dachte: „Ein hartes Jahr brachte auch seinen Segen. — Mir hat es einen zufriedenen Mann gebracht. — Gott sei Lob und Dank!"

---

41. Belohntes Gottvertrauen.

Das französische Blatt „Patrie" erzählt: Zwei arme Eheleute in Paris aus dem Arbeiterstande waren krank und bettlägrig; der Mann that einen harten Fall, das Weib litt an einem chronischen Uebel. Die Kinder hatten nichts, den Hunger zu stillen. Ein Töchterchen besuchte die Schule, blieb aber an jenem Tage zu Hause, den Eltern das Trinkwasser zu reichen. Es bekam starken Hunger; was thut es? Es dachte bei sich: Unsere Schulschwester sagt, man soll sich zu dem guten Gott wenden, wenn man Trübsal hat; ich werde es nun thun! Ich werde ihm einen schönen Brief schreiben, wie mich die Mutter meiner Pathin schrei-

ben hieß; ich habe noch Papier und Feder. Gesagt, gethan. Die liebe Unschuld schrieb einen Brief, aber voll Dintenkleckse, doch dies thut nichts; in diesem Briefe bittet sie den guten Gott um die Gesundheit der Eltern und um ein Stück Brod für sich und die Brüderchen. Hierauf lief sie eilig nach St. Roche, und als sie dort den Klingelbeutel gewahrte und meinte, dies sei der Sammelkasten für die Briefe an den lieben Gott, nahet sie sich demselben, herumschauend, ob sie wol Niemand sähe. In diesem Augenblicke trat eine sehr ansehnliche Dame, die gerade die Kirche verlassen wollte, zu ihr und fragte, was sie thun wolle. Das Kind, überrascht und erschreckt, fing an zu weinen und erzählte hierauf der Dame die traurige Geschichte, zeigte ihr auch den Brief, den sie jetzt in den Himmel schicken wolle. Die gute Frau tröstete sie, nahm ihr den Brief ab und versprach, ihn an seine Bestimmung zu senden. „Aber," fügte sie sogleich lächelnd bei, „hast du wol die Adresse hinzugesetzt, daß die Antwort dir zukomme?" „Nein," antwortete die Kleine, „sie haben mir gesagt, daß der liebe Gott Alles sehe." „Man hat dir die Wahrheit gesagt, meine Liebe," antwortete die Dame, „allein der von Gott den Auftrag erhalten wird, dir zu antworten, weiß es vielleicht nicht so gut wie Er. Da schrieb die Kleine die Lage ihrer Wohnung auf und eilte ganz vergnügt an das Krankenbett ihrer Eltern zurück. Am folgenden Morgen fand sie beim Aufstehen bei der Hausthür einen ungeheuren Korb mit Kleidern für Männer, Frauen und Kinder, Wäsche, Zucker und Geld, alles nett geordnet und darunter ein großes Blatt Papier, worauf stand: Antwort des guten

Gottes. Ein paar Stunden später erschien ein Arzt, die armen Kranken zu besuchen. — So war der Brief zwar nicht thatsächlich in den Himmel gelangt, jedoch von einem seiner Engel wirklich in Empfang genommen worden.

---

43. Wie ein Bischof betete.

(Eine wahre Geschichte aus dem Jahre 1851.)

In einem deutschen Bischofssitze lebte ein katholisches Ehepaar in tiefer Uneinigkeit; die Frau war fromm und hielt treu an der Kirche, der Mann hingegen hatte sich von den Rongeanern und ihrem Anhange so viel vorschwätzen lassen, daß er sich über die Lehren der Kirche erhaben glaubte und immer mehr im Unglauben versank. Wer solche Leute, besonders in den untern Klassen der Gesellschaft kennt, der wird begreifen, daß der Friede in diesem Hause nicht wohnen konnte. Eines Tages ging die tiefgebeugte Frau zu dem Allen ohne Unterschied zugänglichen Oberhirten und klagte ihm ihre Noth. Der Bischof tröstete sie und ermahnte sie zu beten, das sei das einzige Mittel. Die Frau kehrte erhoben nach Hause zurück und betete Tag für Tag, aber eine lange Zeit verging und keine Aenderung erfolgte in dem Wesen des Mannes. Da wurde dieser krank; die arme Frau ging abermals zu dem Bischofe und klagte von neuem. Er tröstete sie wieder, und verwies sie abermals auf das Gebet, fügte jedoch diesmal hinzu, wenn ihr Mann eine Sinnesänderung zeige, solle sie sogleich zu ihm, dem

Bischof kommen, sei es bei Tage, sei es bei der Nacht, er werde sie zu ihrem Manne begleiten. Die Frau kam nach Hause, und that, wie der Bischof gesagt.

Abends gegen sieben Uhr brachte der Diener dem Bischof und dessen Kaplan das gewohnte Nachtessen, wobei der Bischof ihm bedeutete, Niemand mehr vorzulassen, eine Frau ausgenommen, welche er dem Diener näher beschrieb. Später kam der Diener zurück, den Tisch abzudecken, doch er fand Alles unberührt. Gegen Mitternacht schellte es am Hause, der Diener fragte am Fenster, wer da sei, und findet die ihm beschriebene Frau, welche ihn bittet, dem Bischofe zu sagen, daß ihr Mann nach ihm verlange. Der Diener geht zum Wohn- und Schlafzimmer des Bischofes und findet ihn nicht; er sucht ihn in dem Zimmer des Kaplans, im ganzen Hause, vergebens; da fällt ihm ein, er möge wohl in der Hauskapelle sein, und so war es, dort fand er den Bischof nebst seinem Kaplan im Gebete vor dem Altare liegen. Er tritt zu ihm hin und meldet die Frau, worauf der Bischof sofort sich erhebt, und mit ihr zu dem reuevoll zerknirschten Manne geht, welcher sogleich beichtet und am folgenden Tage die heilige Communion empfängt, und seitdem in musterhafter Ehe mit seiner Frau lebt. Und weiter? — Er sprach: „Hüte dich, daß du Niemanden etwas sagest; allein sobald er fort war, fing er (der Gerettete) an, viel von der Sache zu reden, und das Gerücht verbreitete sich in der ganzen Umgegend.“ Marc. IV, 44. 45.

So betet ein Bischof für ein verlornes Schäflein! Er läßt das Essen stehen und liegt in der Nacht vor dem Altare im Gebete. Sag', wenn Du an Gottes

Stelle gewesen wärest, hättest Du es über's Herz bringen können, ein solches Gebet nicht zu erhören? Wenn ihr, die ihr böse seid, euren Kindern Gutes thut, wenn sie euch bitten, wie vielmehr wird der himmlische Vater denen den guten Geist geben, die Ihn darum bitten, so spricht Christus. Ihr Eltern, ihr habt vielleicht ein ungerathenes Kind, betet dafür bei Tag und Nacht. — Ihr Kinder, geht euer Vater oder eure Mutter auf bösen Wegen, so macht es auch so, betet mit Beharrlichkeit, mit Vertrauen. Man hat so viele Beispiele, daß Gott das anhaltende und vertrauensvolle Gebet der Eltern für die Kinder, und das der Kinder für die Eltern wunderbarer Weise erhört hat.

---

44. Die Jungfrau von Orleans.

Die heldenmüthige Jungfrau Johanna von Arc, die sich durch ihre erhabenen Gesinnungen als Retterin ihres Vaterlandes einen unsterblichen Namen erworben hatte, war die Tochter eines rechtschaffenen Landmanns, und hütete, als sie noch im väterlichen Hause war, die Heerden ihres Vaters. Während ihre Schafe herumweideten, dachte sie an das Elend ihres Vaterlandes, das fast ganz in der Gewalt der Feinde, der stolzen Engländer sich befand. Das traurige Schicksal desselben ging ihr sehr zu Herzen. Sie flehte oft zu Gott, er möchte ihr vielgeliebtes Vaterland aus der großen Noth erretten. Da erschienen ihr einst im Traume Engel, von himmlischem Glanze umflossen,

welche ihr die Nachricht brachten, Gott habe Erbarmen mit ihrem Vaterlande; sie sei von ihm zur Retterin desselben bestimmt; hinter dem Altare der heiligen Katharina zu Firbois werde ein Schwert, bezeichnet mit fünf Kreuzen, vergraben sein; nach diesem sollte sie forschen lassen; nur mit diesem bewaffnet, könnte sie die Retterin des Vaterlandes werden. Man grub an der bezeichneten Stelle nach, und entdeckte wirklich das verlangte Schwert. Dieses Schwert, das, einer alten Sage zufolge, schon in früherer Zeit durch Gottes Hülfe und unter Karl Martell's Führung die Sarazenen in der Schlacht bei Tours schlug, in der einen Hand schwingend, und die Fahne in der andern Hand haltend, stellte sie sich an die Spitze des Kriegsheeres; die Kriegsleute bekamen, angefeuert durch das Beispiel des heldenmüthigen Mädchens, wieder Muth; Orleans, ihre Vaterstadt, wurde wieder von Feinden befreit, alle Städte Frankreichs, welche von den Engländern noch besetzt waren, unterwarfen sich ohne Schwertstreich, und im feierlichen Triumphe zog König Karl VII. in die alte Krönungsstadt Rheims ein, wo er zum Könige gesalbt wurde. Während dieser Feierlichkeit stand die Jungfrau in völliger Rüstung ihm zur Seite, und nach geschehener Salbung des Königs warf sie sich ihm zu Füßen, umfaßte seine Knie, und wünschte ihm unter Freudenthränen Glück. „So ist denn endlich," sagte sie, „der Wille Gottes erfüllt, daß ihr, edler König, nach Rheims gekommen seid, und die Krönung empfangen habt, zum Zeichen, daß ihr der wahre König seid, dem das Reich gehören muß." Der König dankte ihr für die ausgezeichneten Dienste, die sie ihm geleistet hatte, und von

allen Herren des Hofes erhielt sie ausgezeichnete Beweise der verdienten Achtung.

---

45. Rudolph von Habsburg und die Prophezeiung.

Als dem Grafen Rudolph von Habsburg auf der Reise zu einer, im Rufe der Heiligkeit stehenden Ordensperson in der Schweiz ein bejahrter Priester begegnete, der das hochwürdigste Gut zu einem Kranken trug, so stieg Rudolph von seinem Pferde, und nöthigte den müden Priester, sich auf dasselbe zu setzen. Der fromme Graf führte aber das Pferd am Zügel bis zum Hause des Kranken. Als der Priester diesem die heilige Wegzehrung gereicht hatte, und sich für den Dienst des hohen Herrn bedankte, schenkte Rudolph ihm das Pferd, indem er sagte, er sei nicht mehr würdig, es ferner zu besteigen, da Jesus Christus, sein Herr darauf geruht habe. — Der Graf mußte nun zu Fuß seine Reise weiter fortsetzen, und als er am Ziele seines Weges anlangte, so soll ihm die fromme Ordensfrau — im frommen Geiste entgegen gerufen haben: „Den Dienst, den du deinem Heilande und seinem Priester kürzlich erwiesen hast, wird Gott dir und deinen Nachkommen reichlich lohnen. Um dich von der Wahrheit meiner Worte zu überzeugen, so achte auf die n e u n t e Zahl der Zeit." — Nicht ohne verzeihliche Neugierde erwartete der edle Graf den neunten Tag, die neunte Woche, den neunten Monat;

allein es trug sich nichts Erhebliches zu, und Rudolph hatte bereits schon auf die Vorhersagung vergessen, als er im neunten Jahre — nämlich den 30. September 1273 — von den in Frankfurt versammelten Churfürsten zum römischen Kaiser erwählt wurde. Von ihm stammen alle Kaiser des österreichischen Hauses ab, und die Andacht zum allerheiligsten Altarssakrament ist in eben diesem erhabenen Hause eine besondere Familientugend.

---

46. Gerechtigkeit und Weisheit eines Monarchen.

Zur Zeit Josephs II., Kaisers von Oesterreich, lebte zu Wien ein Edelmann, bei welchem es meist hoch herging; er und seine Frau machten einen auffallenden Aufwand. Eines Tages hatte er einen Juwelier zu sich beschieden, um sich kostbare Steine auszusuchen. Jener kam; der Edelmann aber veranlaßte ihn, die Juwelen bis den folgenden Tag in seinem Hause zu lassen, indem er seine Frau, die eben abwesend sei, und ein paar Freunde bei der Wahl zu Rathe ziehen wolle. Der Juwelier, fern von allem Mißtrauen, willfahrt gern und läßt ein Kästchen mit Juwelen zurück. — Wer aber beschreibt sein Erstaunen, als am andern Morgen, da er die Steine wieder abholen will, der Edelmann sich ganz fremd und unwissend stellt und behauptet, daß er niemals Steine oder dergleichen von ihm erhalten habe. Der Juwelier betheuert, schwört, ja nennt jeden Stein, der im

Kästchen befindlich; alles umsonst, der Edelmann leugnet hartnäckig.

Was nun machen? — Ohne Zeugen, ohne jegliches Beweismittel konnte er bei Gericht nichts ausrichten; da rieth ihm ein Freund, geradezu dem Kaiser sein Leid zu klagen, dessen Weisheit und Gerechtigkeit ihm gewiß Hülfe schaffen werde. Kaiser Joseph gestattete an einzelnen Tagen jeder Woche allen Rath- und Hülfesuchenden den Zutritt. Er folgte diesem Rathe. Der Kaiser hörte ihm aufmerksam zu und sann auf Mittel, die Niederträchtigkeit zu entlarven. Er ließ den Juwelier in ein Nebenzimmer treten und den Edelmann rufen. Dieser erschien sogleich. Der Kaiser befragt ihn wegen der Juwelen; der Edelmann leugnet hartnäckig und betheuert, daß er weder den Juwelier noch seine Juwelen je gesehen habe. — Der Kaiser läßt hierauf den Juwelier aus dem Nebenzimmer hervortreten und stellt beide gegen einander. Allein der Edelmann bleibt bei seiner Aussage, und nennt den Juwelier einen Wahnsinnigen, einen Betrüger und Ehrenschänder. Inzwischen hatte der Kaiser schon ein anderes Mittel erdacht, um die Wahrheit an's Licht zu bringen. Er ließ den Juwelier wieder abtreten, und befahl dem Edelmann, folgenden Brief an seine Frau zu schreiben:

„Allerliebste Frau! Wenn Du Deinen Mann in Freiheit und Leben erhalten willst, so gib sogleich dem Ueberbringer dieses das Juwelenkästchen, welches der bekannte Juwelier gestern zurückgelassen hat &c."

Der Kaiser schickte diesen Brief sogleich an des Edelmanns Frau; der Edelmann aber mußte in dem kaiserlichen Zimmer bleiben.

Die Frau erkannte gleich ihres Mannes Handschrift, wußte aber natürlich nicht, auf welche Art er war gezwungen worden, diesen Brief zu schreiben; sie erfüllte also seinen Willen und gab dem Ueberbringer das Kästchen mit den Juwelen; dieser brachte es dem Kaiser, welcher es sogleich dem Eigenthümer zurückgab.

Der erfreute Juwelier warf sich frohlockend zu den Füßen des weisen und gerechten Monarchen nieder und dankte ihm für sein wiedererlangtes Gut. Der Edelmann aber empfing seine wohlverdiente strenge Strafe.

47. Der Segen eines guten Werkes.

Ein alter General erzählte eines Abends in einer großen Gesellschaft: „Es war im Jahre 1806; ich commandirte in einer Stadt Oberitaliens, als ich einmal plötzlich unter einen Trupp Leute gerieth, die in der Gasse zusammengelaufen waren. Eine Kinderstimme gellte durch das Geschrei und Gemurmel der Anwesenden, und ich erblickte mitten im Menschenhaufen ein elfjähriges Bübchen, das den Händen eines Polizeidieners und eines andern Mannes, der ihm die Ohren zog, zu entwischen suchte. Als ich hinzutrat, wich die Menge, und die Augen des Buben wendeten sich zu mir, so flehentlich und durchdringend, daß es mir durch die Seele ging. Ich konnte dem Blicke dieser blauen Augen und den Thränen des Armen nicht widerstehen, und fragte theilnehmend was es sei.

Der Mann, der den Knaben am schärfsten hielt und kniff, war ein reicher Zuckerbäcker, dessen Zuckerdüten den armen Schelm angelockt und verführt hatten, daß er eine davon herausholte und damit fortlief. Der Bäcker aber kam ihm auf die Sohlen und ergriff ihn, ehe er weit weg war. Jetzt sollte er in's Gefängniß.

Ich steckte dem Polizeidiener ein Stück Geld in die Hand und hieß ihn fortgehen, und führte den Kleinen bei Seite, um ihn in's Verhör zu nehmen. „Wie kannst Du," fragte ich, „Dich durch Naschhaftigkeit zum Stehlen verleiten lassen?"

Der Knabe, der bisher verdutzt und beschämt dagestanden hatte, erhob stolz die Augen. „Herr," antwortete er, „nicht aus Naschhaftigkeit habe ich gestohlen. Ich wollte diese verzuckerten Früchte meiner kranken, hungrigen Mutter bringen. Sie hat einen kranken Magen, und kann fast nichts vertragen; das aber hätte ihr gut gethan."

„Nun, dann hättest Du den Zuckerbäcker darum bitten sollen."

„Es ist wahr; aber ich hatte nicht das Herz; und dann erzählen mir meine Kameraden so oft, wie sie allerlei hinwegstipitzen, daß ich es auch probiren wollte. O lieber Herr General, machen Sie mich doch nicht zu Schanden. Ich bitte Sie bei Ihrem Ehrenkreuz, thuen Sie meiner armen Mutter das Leid nicht an, daß Sie mich als Dieb einsetzen lassen. Sie stürbe vor Kummer."

„Führe mich zu Deiner Mutter!"

„Gern, aber Sie müssen ihr nichts von Allem sagen, es thäte ihr sehr weh!"

Bald befand ich mich mit meinem kleinen Führer

in einem elenden Dachzimmer, wo in einem dunkeln Alcoven Jemand unbeweglich auf dem Stroh lag. Langsam regte sich die Gestalt und fragte, ohne sich umzuwenden: „Wo bleibst du denn so lange? Schon drei Stunden sind's, daß du fort bist."

Der Knabe antwortete nicht, sondern drückte sich auf das Lager und küßte die Mutter. Er hielt ihr dann die verzuckerten Citronen hin und sagte: „Sieh' mal, Mutter, da ist etwas Gutes für Dich."

„Wo hast du das her?" fragte sie erstaunt.

„Der Herr da hat sie mir gekauft."

Ich hatte in der That dem Zuckerbäcker das Gestohlene bezahlt. Jetzt erst erblickte mich die arme Frau. Sie erzählte mir ihre Leidensgeschichte. Sie war die Wittwe eines Schweizer Soldaten, den das Fieber hinweggerafft hatte. Er hatte nichts hinterlassen als ein kleines Kruzifix und seine Epauletten. Ich suchte sie zu trösten, empfahl die Arme dem Pfarrer der Gemeinde, der bald gute Seelen für dieselbe zu gewinnen wußte, und den Buben irgendwo unterbrachte.

Im Jahre 1837 mußte ich Geschäfte halber wieder in die Stadt zurückkehren. Als ich eines Tages meinen Kaffee schlürfte und auf die Gasse hinausschaute, erblickte ich eine Doppelreihe von Knaben, die vorbeimarschirten.

„Das sind Kinder," sagte mir mein Wirth, „die einen Streich gemacht haben ohne Ueberlegung. Ein guter Geistlicher ist ihr Nährvater und Erzieher, und bildet aus denselben tüchtige Arbeiter, Gärtner, ja sogar Schullehrer. Der Geistliche hat sich als Hauslehrer in Deutschland etwas Geld erspart, hat dazu

milde Gaben gesammelt, und erzieht nun bei achtzig solcher Knaben in einer eigenen Anstalt.“ Der Geistliche war das elfjährige Bübchen, das ich aus den Händen des Zuckerbäckers befreit hatte. — Wir erkannten uns, als ich seine Anstalt besuchte; das heißt, er erkannte mich mit unsäglicher Freude und erklärte mir: „Von jener Stunde an, wo Sie mein Retter wurden, hatte ich nur noch einen Gedanken: Ich will Andern thun, wie Sie mir gethan haben. Diesen Gedanken habe ich vollführt unter Gottes Segen, und manchen Knaben, der sonst übel ausgefallen wäre, zum guten Christen und Mann herangebildet.“

48. Die Macht des Beispiels.

Es gibt ein Sprüchwort, welches sagt: Worte und Ermahnungen bewegen nur, aber Beispiele reißen zur Nachahmung hin. Dieses Sprüchwort findet in folgender Erzählung sein Belege.

Der englische König Eduard eroberte 1347 die französische Stadt Calais. Er forderte die Auslieferung sechs der vornehmsten Bürger zum Tode, die übrigen konnten frei abziehen. Die armen Bürger waren auf dem Markte versammelt, als ihnen der Gesandte des englischen Königs diesen Bescheid mittheilte. Erst entstand eine schauerliche Stille, dann herzzerreißendes Schreien. Endlich bestieg St. Pierre, ihr Anführer, eine Erhöhung und redete seine Mitbürger also an: „Meine Freunde, die wir nun auf's äußerste gebracht. Der tyrannische Eroberer will uns

nicht nur elend, er will uns auch zu Verbrechern machen. Wir sollen ihm Sechs der Unsrigen ausliefern. Welche können wir wählen? Nur unsere Eltern, Geschwistert, Freunde, nur unsere theuren Mitbürger, die hundertmal Trübsal und Angst für uns erduldet, die für uns gekämpft und geblutet haben, damit wir noch einst Tage der Ruhe erleben möchten. Und diese sollten wir dem Sieger zur Rache ausliefern? Solche Verräther sollten wir sein? Unmöglich! — Aber ein Mittel ist uns übrig, ein vortreffliches, göttliches Mittel. Ist Einer hier, dem die Tugend theurer ist als das Leben, der biete sich selbst freiwillig zum Opfer für seine Mitbürger an. Jesus Christus starb für die Erlösung der Menschen, der wird ihn auch lohnen."

So sprach St. Pierre, aber Keiner meldete sich zu dem Opfer. Nun aber werdet ihr mit Staunen sehen, was das Beispiel kann und über die Herzen vermag. Nach einer Weile fuhr St. Pierre fort:

„Es wäre niedrig von mir, daß ich Andere zu einem Opfer aufforderte, welches darzabringen ich nicht selbst entschlossen wäre. Aber ich wollte meinen Mitbürgern den Vorzug lassen, sich zuerst für diese Ehre zu melden. Da aber, wie ich weiß, nur Bescheidenheit Alle zurückhält, so erkläre ich mich jetzt für den Ersten, der bereit ist, für seine Mitbürger zu sterben. Wer folgt mir?

„Ihr Sohn!" rief ein Jüngling in der Blüthe seiner Jahre.

„Ach, mein Kind," rief St. Pierre, „ich soll also zweimal geopfert werden? Doch deine Jahre sind voll, mein Sohn; als Schlachtopfer der Tugend hast du

das höchste Ziel erreicht. Wer kommt nun, meine Freunde? Dies ist die Heldenstunde!

„Ihr Vetter!" rief Jean de Arc. — „Ihr Blutsfreund!" rief Jakob Missant. — „Ihr Verwandter!" rief Peter Visant.

„Ach!" seufzte der englische Gesandte und Thränen stürzten ihm aus den Augen, „ach, daß ich nicht ein Bürger von Calais bin!"

Zu dem sechsten Schlachtopfer boten sich so Viele an, daß geloset werden mußte, wer von ihnen die Ehre haben solle, für seine Mitbürger zu sterben.

Die Hochachtung gegen die tugendhaften Bürger war so groß, daß ihnen der englische König das Leben schenkte.

Hier sieht man, was Worte und Ermahnungen nicht vermögen, das bewirkt das Beispiel. Darum zeiget besonders, ihr Eltern, eueren Kindern die Tugenden, zu denen ihr sie ermahnet, durch das eigene Beispiel, das reißt sie hin! —

---

49. Exemplarische Demuth.

„Ein barmherziger Bruder." Graf M., einer der tapfersten unter den tapferen Kriegern der polnischen Republik, war eben so berühmt durch seine verwegene Kühnheit in den Kämpfen mit Russen und Tartaren, als durch seinen aufbrausenden Jähzorn. Mehrere traurige Zweikämpfe, zuletzt aber ein trauriger Fall, wo er, ob zwar gereizt, einem Untergebenen den Kopf gespalten hatte, machten ihn die Waffen

für immer ab- und als Buße das Gewand des barmherzigen Bruders anlegen und nachdem er sein sämmtliches Vermögen milden Stiftungen vermacht hatte, zog er für sein Spital in bescheidener Demuth bettelnd umher. In dem glänzenden Saale des Hotels de ** zu Kiew wurde geschmaust, getanzt und hohes Spiel gespielt, und an einem der mit Gold überfüllten Tische sitzt der junge Graf P., ein leidenschaftlicher, verwegener Spieler. Ihm näherte sich der demüthige Bettlermönch und bittet um eine milde Gabe „für seine Kranken." Der Graf, übelgelaunt und in Erwartung eines großen Coups, schenkte ihm keine Aufmerksamkeit; endlich zupft der Mönch ihn am Aermel, leise seine Bitte wiederholend, erhält aber von dem heftigen, durch das Spiel ohnehin aufgereizten und erregten Grafen eine Maulschelle! Da blitzten die Augen des Mönch's im dunkeln Feuer, es zuckten die Muskeln seines gebräunten Antlitzes — aber schnell gefaßt erwiederte er demüthig: „Das war für mich, Herr Graf; jetzt bitte ich auch um Etwas für meine armen Kranken." Tief gerührt und beschämt entschuldigt sich der Graf mit thränenden Augen und ein Geschenk von 10,000 Dukaten, welche er dem Spital verehrte, bewies, wie sehr er seine Ungebühr bereute und zu versöhnen suchte. Ein Strahl von Heiligenkrone muß damals das Heldenantlitz verklärt haben, als er den schwersten Sieg, den Sieg über sich selbst erkämpfte, und sanft und demüthig keine anderen Worte aussprach, als: „für meine armen Kranken!"

---

50. Der alte Harfenspieler und sein College.

In einem Posthause war eine Gesellschaft von verschiedenen angesehenen Herren und Frauen versammelt. Unter diesen befand sich auch der ehrwürdige Pfarrer von Lustenau, welcher unerschöpflich an witzigen Einfällen war. Da trat ein armer, alter, blinder Mann, von seinem Enkel geführt, in den großen Saal, und sang und spielte auf der Harfe. Die Gesellschaft fand das Spiel der verstimmten Harfe und den kreischenden Gesang unerträglich. Man zischelte sich allerlei Spott in die Ohren, und wurde einig, den armen Mann mit einigen Kreuzern abzufertigen. Da trat Pfarrer Ruf zu dem blinden Musikanten und sprach: „Du guter, alter Mann, du hast dich zu stark angestrengt; ich will dich ablösen. Gib mir ein wenig deine Harfe!“ Der Pfarrer setzte sich auf den Stuhl des armen Mannes, stimmte die Harfe, und sang eines seiner schönsten Lieder. Die Zuhörer, besonders die ihn noch nie gehört hatten, waren erstaunt und entzückt. Die Kunst des Sängers wurde durch das vorhergegangene ohrenbeleidigende Spiel des Stümpers noch mehr gehoben. Alle klaschten jubelnd in die Hände und baten, noch ein Lied zu singen. „Nun, wol,“ sagte der Pfarrer. „Du aber,“ sprach er zum Blinden, „sammle indeß dein Trinkgeld ein!“ Der Greis ging, von seinem Enkel geführt, mit dem Hut in der Hand umher. Es wurden große Geldstücke hineingeworfen. Der Blinde, der sie klingeln hörte, weinte vor Freuden; der Enkel rief: „O Groß-

vater! so viel, wie heute, haben wir das ganze Jahr hindurch nicht bekommen." Beide, Großvater und Enkel, konnten für die reichlichsten Gaben nicht genug danken, und küßten dem Pfarrer die Hände. Alle Gäste lobten seine Kunst; noch mehr aber den wohlthätigen Gebrauch, den er davon gemacht hatte.

---

51. Rettung durch Rettung.

Ein Geistlicher in Polen unternahm eine Reise nach Lemberg, wo er Geschäfte hatte. Auf seiner Heimreise fand er im Walde an der Landstrasse einen betrunkenen Soldaten, der fest schlief. Weil es kalt war, so besorgte er, der Soldat möchte erfrieren; er ließ ihn deßwegen aufwecken, hob ihn in seinen Wagen, und nahm ihn mit sich. Im nächsten Dorfe übergab er den Soldaten einem ehrlichen Manne, der ihn in sein Haus aufnahm, bis er nüchtern sein würde. Der Soldat hätte in seiner Betrunkenheit eines schrecklichen Todes sterben können, wenn nicht der edle Geistliche, wie ein barmherziger Samaritan, sich seiner angenommen hätte.

Sobald der Betrunkene erwachte, und hörte, wer ihn von der Todesgefahr errettet habe, bezeigte er das größte Verlangen, zu seinem Wohlthäter zu gehen, und ihm für seine Errettung zu danken. So hat jeder sündhafte Mensch doch wieder eine gute Eigenschaft an sich, die man an ihm achten und deren wegen man ihn lieben muß.

Als der Soldat in das Pfarrhaus kam, sah er, daß der Fensterladen etwas offen, und Licht in dem Zimmer war. Da er noch näher kam, und zu dem offenen Fenster hineinschaute, erblickte er zwei Räuber, welche den Pfarrer banden, und von ihm verlangten, er solle ihnen anzeigen, wo sein Geld wäre.

„Sieh," dachte der Soldat, „da gibt es Gelegenheit, mich gegen meinen Erretter dankbar zu bezeigen." Sogleich ergriff er das Gewehr, das er bei sich hatte, und gab Feuer auf die Räuber. Der Eine wurde durch diesen Schuß erlegt, und der Zweite ergriff die Flucht.

---

52. Der menschenfreundliche Husar.

Im siebenjährigen Kriege fand ein preußischer Husar einen jungen österreichischen Offizier auf dem Schlachtfelde. Dieser bat den Husaren, ihn zu tödten und dadurch seine Leiden zu endigen. „Nein, Bruder!" gab ihm der Preuße zur Antwort, „ich werde dich in's Spital tragen, wo man dich heilen wird." Der Offizier wurde wirklich wieder gesund. Er bot seinem Retter zur Erkenntlichkeit Alles an, was er hatte; allein dieser nahm blos eine Uhr, welche er ihm auch darreichte, zum Andenken an.

Kaum war es Friede geworden, so löste man das Regiment, bei welchem dieser brave Husar diente, gänzlich auf. Der arme Mann wußte nicht, womit er sein tägliches Brod verdienen sollte. Einige Jahre nachher kam er nach Ungarn, um sein Unterkommen als Bereiter zu suchen. Da hörte er, daß der Fürst

Esterhazy einen solchen Diener wünsche. Er ging sogleich zu diesem hin. Kaum hatte der Fürst Esterhazy den Husaren erblickt, so war er höchst erstaunt. Er fragte ihn: „Hast du nicht im siebenjährigen Kriege gedient?“ „O ja!“ gab ihm der Husar zur Antwort. Der Fürst fragte weiter: „Hast du nicht einem Offizier das Leben gerettet?“ „O, mehr, als Einem,“ war die Antwort des braven Soldaten, „aber ich erinnere mich nur noch eines Einzigen, von welchem ich diese Uhr erhalten habe.“ „Derjenige, der sie dir gegeben hat, bin ich,“ erwiderte der Fürst Esterhazy, „du sollst mein erster Stallmeister und mein Freund sein.“

Wie wohl es dem braven Manne, der bisher immer kümmerlich sich fortbrachte, that, nun frei von Sorgen, der Zukunft entgegen schauen zu können, vermag keine Zunge auszusprechen. „Ja, ja!“ rief er hocherfreut aus, „es bleibt doch ewig wahr, was unser guter Lehrer, den ich nie vergessen kann, in der Schule uns so oft sagte:

„Gern Arme pflegen
Briugt Gottes Segen.“

---

53. Friedrich von Oldenburg.

Der Graf Huno von Oldenburg hatte, ungeachtet seiner edlen Gesinnungen, viele mächtige Feinde, die ihn bei dem Kaiser fälschlich anklagten, und es durch ihre Bosheit so weit brachten, daß er aller seiner Güter beraubt, und in das Gefängniß geworfen

wurde. Nur das Einzige war ihm erlaubt, seine Unschuld durch einen Kampf mit einem Löwen zu beweisen.

Diese harte Lage des vielgeliebten Vaters ging seinem guten Sohne, welcher Friedrich hieß, sehr zu Herzen. Seine kindliche Dankbarkeit trieb ihn an, sein Leben für den Vater aufzuopfern, und ihn zu retten. Ohne dem Vater von seinem edlen Vorhaben zu entdecken, eilte der gute Jüngling in den kaiserlichen Palast, bat dringend um Gehör, erhielt es endlich, wiewol nicht ohne Schwierigkeit, und brachte die eben so kühne als edle Bitte vor, statt seines Vaters mit dem Löwen kämpfen zu dürfen. Der Kaiser war über die Bitte des Jünglings innigst gerührt; Hochachtung, ja sogar Verwunderung erfüllten seine Brust. Obwol die bösartigen Feinde Huno's den gerührten Kaiser auf andere Gesinnungen bringen wollten, hörte er auf der Stelle die Bitte des Jünglings, und dieser hatte darüber eine so große Freude, als wäre schon bereits das Leben und die Ehre seines Vaters gerettet. Er dachte jetzt gar nicht daran, daß der schwierigste Theil seiner Aufgabe noch zu lösen sei. Entzückt eilte er zu seinem tiefgebeugten Vater, und verkündigte ihm nun in der höchsten Freude seinen Entschluß und des Kaisers Bewilligung dazu. Man denke sich die Empfindungen des Vaters. Furcht und Entsetzen, Bewunderung und Zärtlichkeit wechselten in seiner Brust. Lange vermochte er kein Wort hervorzubringen. Nur eine innige Umarmung machte endlich seinen überwallenden Empfindungen Luft. Hier zwischen den vier öden Mauern eines finsteren Gefängnisses entstand nun der schönste, edelste Wettstreit zwischen banger väterlicher Besorgniß und hoher kindlicher Liebe, welche entschlossen

ist, selbst im Kampfe mit einem Löwen für den geliebten Vater das Leben zu wagen. Nur durch dringende Bitten ließ sich endlich der Vater bewegen, dem heldenmüthigen Entschlusse des Sohnes nachzugeben. „Gehe denn mit Gott, mein Sohn!“ sprach er. „Sein Arm ist mächtig in den Schwachen; seine Barmherzigkeit unendlich. Er stärke Deinen Arm und belebe Deinen Muth.“

Der folgende Tag war zu dem entscheidenden Kampfe mit dem Löwen bestimmt. Voll banger Besorgniß, den geliebten Sohn einer so schrecklichen Gefahr preisgeben zu müssen, dachte der bekümmerte Vater in der Stille der Nacht darüber nach, wie seinem Sohne der Sieg über den Löwen erleichtert werden könnte.

Der Tag des merkwürdigen Kampfes brach an. Schon am frühen Morgen erschien der Kaiser, begleitet von einer großen Anzahl von Rittern und Frauen auf den Schaubühnen, welche den Kampfplatz umgaben.

Mit edlem Anstande und hohem Muthe trat der Jüngling in die Schranken, und grüßte, nach Rittersitte, den Kaiser, die versammelten Frauen und Ritter. Viele Zuschauer, besonders Mütter und Kinder, hatten mit ihm großes Mitleid. „Ach!“ hieß es, „der arme Jüngling! Möchte doch Gott ihn segnen, und seinen edlen Kampf glücklich ausgehen lassen!“ Da erscholl die Trompete, der Löwe wurde aus seinem Behältnisse entlassen, und sprang, frei von seinen Fesseln mit furchtbarem Gebrüll herzu. Als ihn Friedrich erblickte, zog er sich schnell gegen die Schranken zurück. In dem nämlichen Augenblicke bot ihm ein Knappe jenes Schutzmittel dar, das der besorgte Vater für ihn ersonnen

hatte. Dieses war eine große Figur, welche aus Leder verfertigt, mit dem Blute und den Eingeweiden eines Stieres innerlich gefüllt, und mit Fett bestrichen war. Mit größter Schnelligkeit drehte sich der Jüngling gegen den Löwen, indem er ihm die lederne Puppe entgegen hielt. Durch den Geruch des Fettes noch mehr gereizt, stürzte sich das hungrige Thier wüthend über die lederne Puppe her, und in demselben Augenblicke stieß der besonnene junge Kämpfer dem grimmigen Feinde sein scharfes Schwert in die Brust. Röchelnd sank der Löwe in den Sand, der vom Blute ganz gedüngt war; der unerschrockene Jüngling versetzte ihm noch den letzten Hieb, und trennte den Kopf des Löwen von dem Rumpfe. Alles jubelte; der Jüngling aber nahte sich bescheiden dem Sitze des Kaisers, und legte ihm mit gebeugtem Knie den Kopf des Löwen als Beweis seines Sieges zu Füßen. Der Kaiser empfing gerührt den jungen Sieger, und überhäufte ihn mit Lobeserhebungen. Aller Haß gegen Friedrich's Vater war in dem Herzen des Kaisers erstorben. Er erklärte feierlich den Grafen Huno von Oldenburg als unschuldig, und gab ihm alle seine Güter zurück. Um aber das Andenken an die Edelthat Friedrich's zu verewigen, tauchte der Kaiser einige Finger in das Blut des erlegten Löwen, und strich mit denselben über Friedrich's Schild hin. So entstanden die rothen Balken im Wappen der Grafen von Oldenburg — Sinnbilder, deren es in der ganzen Wappenkunst wenige geben dürfte, welche auf eine so schöne Begebenheit hindeuten.

---

54. Ein heldenmüthiger Knabe.

Der kleine Volney, der Sohn eines irländischen Matrosen, wurde durch die Uebungen, die sein Vater mit ihm zur See vornahm, so beherzt, so geschickt und kräftig, daß er schon in seinem vierten Lebensjahre dem Schiffe, auf welchem er erzogen worden war, über zwei Stunden weit nachschwimmen konnte. Er hatte auch eine große Begierde, sich durch seine Geschicklichkeit auszuzeichnen. Als man ihn einmal fragte, was er für das Ehrenvollste halte, gab er zur Antwort: „Dem Vaterlande nützen, und seine Schuldigkeit thun, das ist die größte Ehre.“

Welch' großer Mann hätte dieser Knabe werden können, wenn sein Leben von längerer Dauer gewesen wäre! Folgende Heldenthat ist zwar die einzige, welche er in seinem Leben vollbracht hatte; aber sie ist so edel, daß sie uns das Andenken dieses jungen Seemannes auf immer ehrwürdig machen kann. Auf dem nämlichen Schiffe, auf welchem sich Volney mit seinem Vater befand, war auch eine reiche Handelsfrau aus Amerika, die ein Töchterchen von sechs Jahren bei sich hatte. Das lebhafte Kind entfernte sich etwas von seiner Mutter, welche sich ein wenig zur Ruhe begeben hatte, kam dem Rande des Verdeckes zu nahe, und indem die Kleine sich an der Aussicht ergötzte, wurde sie bei einem plötzlichen Schwanken des Schiffes vom Schwindel ergriffen, und fiel in's Meer. Kaum hatte dieses Volney's Vater bemerkt, so stürzte er ihr nach und ergriff sie, in einer ziemlichen Entfernung vom Schiffe beim Kleide. Während er mit der einen

Hand ruderte, und mit der andern Hand das Kind fest an sich drückte, um so wieder an den Bord des Schiffes zu gelangen, bemerkte er von weitem einen großen Meeresfisch, welcher gerade auf ihn losging. Die Gefahr wurde mit jedem Augenblicke dringender; jedermann eilte auf das Verdeck, allein Niemand wagte sich weiter; man feuerte blos einige Flintenschüsse auf das Ungeheuer ab, das mit seinem großen Schwanze das Meer schlug, und seinen fürchterlichen Rachen öffnete, um seine Beute, welcher es ganz nahe gekommen war, zu erreichen. Was in dieser großen Noth starke Männer sich nicht zu thun getrauten, das versuchte die kindliche Liebe eines Sohnes bei der Gefahr seines Vaters. Der kleine Volney bewaffnete sich sogleich mit einem spitzigen Degen, stürzte sich mit demselben in's Meer, tauchte mit unglaublicher Schnelligkeit unter, schlüpfte unter dem Bauche des Meeresfisches nach hinten hin, und stieß ihm das Eisen bis an's Heft in den Bauch. So plötzlich angegriffen und schwer verwundet verließ das Ungeheuer den Matrosen, und kehrte sich voll Wuth gegen den Knaben, der seine Stöße verdoppelte. Welch' bewundernswerthe Kindesliebe, und zugleich welch' ein herzzerreißender Anblick! Hier zittert eine Mutter für das Leben ihres geliebten Kindes, dessen Errettung noch immer sehr ungewiß war; dort setzt sich ein edler Mann der größten Gefahr aus, um das Leben eines fremden Kindes zu retten; hier schaut die ganze Mannschaft des Schiffes, auf dem Verdecke versammelt, auf die Kämpfenden mit der größten Theilnahme und Furcht, und dort ringt ein zwölfjähriger Knabe wie ein kräftiger Mann mit einem Ungeheuer, und trotzt dem un-

vermeidlichen Tode, um den geliebten Vater zu retten. — So heldenmüthig sich aber der junge Held gegen seinen stärkern Feind wehrte, so war der Kampf doch ungleich, und es blieb kein anderes Rettungsmittel übrig, als eilige Flucht. Unter den vielen Stricken, welche man dem Vater und Sohne zuwarf, gelang es endlich Beiden, einen derselben zu erhaschen. Eiligst zog man Beide an denselben heran; schon waren sie fast zehn Fuß über dem Wasser, schon ertönte das allgemeine Freudengeschrei: „Sie sind gerettet!" aber nein; wenigstens Einer sollte das Opfer für die Uebrigen werden. Wüthend, die Beute, welche ihm schon so nahe war, entrissen zu sehen, tauchte der Meeresfisch unter, schnellte wie ein Blitz empor, faßte den unglücklichen Knaben, und zerbiß ihn mit seinen scharfen Zähnen mitten von einander, da er an dem angezogenen Seile hoch in der Luft hing. Der andere Theil des Körpers gelangte ohne Leben mit dem betäubten Vater, welcher das gerettete Kind fest umklammert hielt, wieder an den Bord des Schiffes. So ging in einem Alter von zwölf Jahren dieser junge, hoffnungsvolle Seemann zu Grunde, als ein Opfer der kindlichen Liebe, beweint von Allen, die ihn kannten, und mit Theilnahme bewundert von Jedem, der diese heldenmüthige That erfuhr.

---

55. Was die Erinnerung an eine fromme Mutter vermag.

Es sind nun einige Jahre her, da versammelten sich eines Sonntags Morgens die Bewohner des

Staatsgefängnisses zu A. in der Kapelle zum Gottesdienst. Ein fremder Geistlicher, der zufällig, wie man zu sagen pflegt, in der Stadt war, nahm die Stelle des Kaplans ein. In seiner Ansprache an die Herzen seiner Zuhörer erzählte er von einem ungerathenen Knaben, dessen Mutter im Himmel war, und der nach einem Laufe früher Verdorbenheit vom Geiste Gottes ergriffen wurde, indem ihm die frommen Rathschläge, die Gebete und die Thränen seiner verklärten Mutter auf's Gewissen fielen. Er ward ein Christ, und trat später in das christliche Predigtamt ein. Nachdem der Redner dies erzählt hatte, schloß er mit den Worten: „Und dieser verlorne Sohn, der durch die Thränen einer Mutter gerettet wurde, bin ich selbst."

Der Gottesdienst war zu Ende, und die Gefangenen gingen in ihre Zellen zurück. Nachmittags ging der Kaplan nach seiner Gewohnheit die Corridore des Gefängnisses entlang an den vergitterten Zellen der Gefangenen hin. Da sah er in einer derselben einen jungen Menschen auf dem Steinboden auf seinem Angesichte liegen und schluchzen, als wenn ihm das Herz brechen wollte. Einige Minuten vergingen, ehe der Gefangene aufsah und den Kaplan bemerkte. Dieser fragte ihn freundlich, was ihm fehle. „O," antwortete jener, „es war die Geschichte, die der Prediger uns heute von seiner Mutter erzählte. Ich hatte eben solch' eine Mutter, und mußte an sie denken." Dann fiel er wieder nieder und schluchzte krampfhaft: „Es hat mich beinahe umgebracht; ich hatte eben solch' eine Mutter."

Hier zwischen den kalten Wänden eines Gefängnisses ward dieser Jüngling, der allen Predigten und

Gebeten unzugänglich gewesen war, ein weinendes Kind beim Andenken an seine fromme Mutter, die in dieser finstern Umgebung mit ihrem wohlbekannten Antlitz, mit ihren thränenden Augen, mit ihrer Stimme heiliger Zärtlichkeit vor seinem inneren Auge erschien. Das ist der Lohn einer frommen, treuen Mutter; ein Lohn, welcher zugleich ihre hohe Verpflichtung anzeigt und die Bitterkeit der Selbstvorwürfe und Gewissensbisse des Sünders aufdeckt, der sich den Segen in Fluch verkehrt hat; der kostbarste Lohn, welcher der treuen Mutter eines verlorenen Sohnes auf Erden werden kann.

---

56. Der Muttermörder.

Ein General hatte einst im Kriege seinen Soldaten befohlen, daß sie in der größten Stille marschiren und das Tabakrauchen vermeiden sollten. Wer dieses Verbot übertrat, war zum Tode verurtheilt; denn wenn die Soldaten in der Nacht Tabak rauchen und also auch Feuer schlagen, und Feuer aus den Pfeifen fallen lassen, so kann der Feind sie schon von weitem bemerken. Trotz dieses strengen Verbotes rauchten doch Einige, und versteckten die Pfeifen unter ihre Mäntel. Einer davon wurde darüber ertappt und sogleich eingesperrt. Der General verurtheilte ihn sogleich zum Tode und ließ den Feldprediger rufen, damit er den Gefangenen, der an dem nächsten Morgen gehenkt werden sollte, vorbereite.

Der Feldprediger, ein liebevoller Mann, bat noch für den Unglücklichen um Gnade, und da diese Bitte nicht erhört wurde, so bat er, daß man seine Hinrichtung verschieben möchte, denn er hoffte, der General möchte sich endlich doch bewegen lassen, die Strafe zu mildern.

Allein der General gab diesmal nicht nach, sondern sagte, solche Fehler müßten strenge bestraft werden; denn der Leichtsinn dieses Menschen hätte ja die ganze Armee in Nachtheil bringen und Tausenden das Leben kosten können; und wenn auch diesmal kein Schaden daraus entstanden wäre, so könnte es ein anderes Mal geschehen; es wäre also nothwendig zur Warnung für Andere, daß man an diesem Missethäter die angedrohte Strafe sogleich vollziehe.

Der liebevolle Mann ging also, wiewol mit schwerem Herzen, zu dem Gefangenen, der noch ein blühender Jüngling war. Er traf denselben in der größten Angst und Unruhe an, und vermuthete sogleich, daß nicht allein die Furcht vor dem Tode ihn so unruhig mache, sondern er noch ein anderes Leiden auf dem Herzen hätte. Der Geistliche redete ihm freundlich zu, er sollte es ihm offenbaren, wenn er noch andere Vergehungen auf seinem Herzen hätte; vielleicht könnte er ihm durch Trost, guten Rath oder auf eine andere Weise Erleichterung verschaffen. Lange Zeit hindurch konnte er von dem Uebelthäter keine Antwort erhalten; der Unglückliche ging in der größten Angst hin und her, rang die Hände und rief unaufhörlich aus: „Gott sucht mich! Gott findet mich!“ Endlich, da der Geistliche ihm immer mehr zuredete, sein Herz zu offenbaren, fing der Soldat an: „Ich

kann nicht länger widerstehen; mein Elend ist unaussprechlich; ich habe meine Mutter erschlagen! Vor vier Wochen ist dieses geschehen. Ich dachte dem Scharfrichter zu entfliehen. Sehen Sie, Gott hat mich dennoch gefunden."

Erschrocken eilte der Geistliche zum General und meldete ihm die Sache.

Der General hatte sich wirklich vorgenommen, dem Soldaten noch unter dem Galgen Pardon zu geben. Nun aber wurde er im Gefängnisse gelassen, und weitere Erkundigungen angestellt. Man erhielt die gewisse Nachricht, daß der Soldat wirklich seine Mutter erschlagen habe. Er wurde an die Obrigkeit seines Ortes abgeliefert, und empfing seine gerechte Strafe.

Es mag freilich Manchem unbegreiflich vorkommen, wie ein Mensch so ausarten könne, daß er seinen Vater oder seine Mutter um das Leben bringe. — Denn einem jeden Menschen ist ein Gefühl der Anhänglichkeit gegen seine Eltern angeboren; sein Herz sagt es ihm, daß er ihnen großen Dank schuldig sei. Nur ein ganz verstockter Bösewicht, aus dessen Herzen jede Spur von Gottesfurcht, Dankbarkeit und Liebe vertrieben ist, kann so weit sinken, daß er alle Bande, welche Gott zwischen seinen Eltern und ihm geknüpft hat, zerreißen will, und seine Hand sogar nach dem Leben Derjenigen ausstreckt, die nächst Gott sein höchstes Gut auf Erden sein sollen.

57. Von Fehlern zum Verbrechen, vom Verbrechen zum Richtplatz.

Ludwig Dominique Cartouche, im Jahre 1693 geboren, war der Sohn eines reichen Binders aus Paris. Schon in der frühesten Jugend entwickelte Cartouche eine entschiedene Neigung zum Stehlen; es verging fast kein Tag, wo er seiner Mutter nicht einige Leckerbissen stahl, kein Tag, wo er nicht an irgend einer Obsthändlerin seiner Lüsternheit und seiner Geschicklichkeit freien Lauf ließ. Hier bildete sich der Keim zu der greuelhaften Menge seiner Verbrechen, und leider, nur zu wahrscheinlich unter den Augen und dem heimlichen Beifall seiner Mutter. Später wurde er zur Erlernung der alten Sprachen, welche damals als die Grundlage jeder guten Erziehung galten, zu den Jesuiten in die Schule geschickt. Sehr bald entwickelte sich sein Hang zum fremden Eigenthum. Nach seiner Aufnahme in das Lyzeum stahl er Federn, Papier und andere Kleinigkeiten, welche seinen Mitschülern gehörten. Bald begnügte er sich nicht mehr mit diesen Dingen; sondern voll Vertrauen zu sich selbst wollte er auf einem kürzeren Wege zu werthvolleren Sachen gelangen. Die Gelegenheit dazu fand sich bald. Sein Lehrer setzte das größte Vertrauen in ihn, und sah es gerne, wenn der junge Cartouche auf sein Zimmer kam. Bei einem solchen Besuche bemerkte dieser auf dem Schreibpulte einige Louisd'or, welche seine Habsucht so reizten, daß er sogleich daran dachte, wie er dieselben bekommen könnte. Er machte nämlich dem Professor den Vor-

schlag, ob sie ihm nicht die Gedichte zeigen dürften, welche er und seine Mitschüler nach einem gegebenen Stoffe verfaßt hatten. Der ehrwürdige Pater willigte ein; die kleinen Dichter werden herbeigerufen; Jeder liest seine Arbeit vor, und das Gedicht, welches der junge Cartouche gemacht hatte, erhält den Preis. Hierauf ging der Professor in seine Bibliothek, um das Prämienbuch zu holen, und Cartouche benützte diese Gelegenheit, sich das Geld anzueignen. Während er that, als spielte er mit seinen Kameraden, fuhr er mit der einen Hand nach den Goldstücken, die er auch in der größten Schnelligkeit entwendete. Bald darauf ertönt die Speiseglocke, und der Haufe zerstreut sich. Nach dem Mittagsessen vermißt der Lehrer seine Goldstücke; läßt die Schüler zusammenkommen, und befrägt sie in Güte; doch da er auf diesem Wege keine befriedigende Antwort erhält, so wird Strenge angewendet; indeß bewiesen Alle ihre Unschuld; Cartouche, der eben so erstaunt schien, wie die Uebrigen, hatte die geraubten Goldstücke in den Schuh eines Lehrers verborgen, und kehrte zur Arbeit zurück, als wenn nichts vorgefallen wäre. Bald darauf entwendete er einem jungen Edelmanne, mit welchem er auf dem vertrautesten Fuße lebte, hundert Thaler, welche dieser von seinem Vater als Geburtstagsgeschenk erhalten hatte. Um dem Gerichte zu entfliehen, verließ Cartouche das väterliche Haus, und begab sich zu einem Oheim nach Rouen. Hier fühlte er sich frei, entwarf Pläne zu den größten Gaunerstücken, besuchte Kaffeehäuser und andere Vergnügungsorte, und bald hatte er eine Menge Uhren, Tabaksdosen und andere werthvolle Gegenstände zusammengestohlen. Noch hielt ihn

sein guter Engel von weitern Verirrungen zurück. Freunde und Verwandte vergüteten den durch ihn angerichteten Schaden, bezahlten seine Schulden, warnten, ermunterten ihn zu einer besseren Laufbahn. Auf Bitten seines Oheims entschloß er sich wieder nach Paris zurückzukehren. Sein Vater, der von der schlechten Aufführung seines Sohnes gehört hatte, wollte ihn in St. Lazare, einer geistlichen Besserungsanstalt, einsperren. Um den jungen Dieb besser zu täuschen, lud er ihn nach drei Tagen freundlich ein, mit ihm nach dem Kloster von St. Lazare spazieren zu fahren. Cartouche, dem die im väterlichen Hause gefundene gute Aufnahme verdächtig vorkam, merkte die Falle, die man ihm legen wollte, nahm aber den Vorschlag des Vaters ohne Widerrede an, und war nur neugierig, zu erfahren, was man mit ihm vorhabe. Sie setzten sich also in den Wagen, und, im Kloster angekommen, stieg sein Vater zuerst aus, flüsterte dem Schließer einige Worte zu, aus welchen Cartouche abnahm, daß der Augenblick zur Flucht gekommen sei. Er zieht daher seinen Rock aus, machte aus dem Taschentuche eine Schürze, setzt eine weiße Mütze auf, die er in der Tasche hatte, und steigt in dieser Verkleidung mit solcher Unbefangenheit vom Wagen, als wäre er seitlebens Küchenjunge gewesen, und suchte das Weite.

Von nun an kehrte er nie wieder in das väterliche Haus zurück. Er bildete hierauf eine kleine Bande von Gaunern, stellte sich an ihre Spitze, und um die Polizei von Paris desto besser zu hintergehen, trug er ihr selbst seine Dienste an. Der damalige Polizeipräfekt Argenson, rief ihn eines Tages zu

sich und sagte zu ihm: „Du scheinst mir ein geschickter Mensch zu sein, und du sollst mir einen Dienst erweisen, bei dem es sich um meine Ehre handelt. Die Kühnheit eines Diebes nämlich, dessen Verbrechen allgemeines Aufsehen erregen, bringt mich zur Verzweiflung; du sollst daher den berüchtigten Cartouche, auf dessen Kopf ein großer Preis gesetzt ist, todt oder lebendig fangen. Ich rechne auf deine Klugheit." Cartouche wußte das Vertrauen des Präfekten wohl zu benutzen, und entkam den Verfolgern. Als er einst erfahren hatte, daß ein Juwelier einen kostbaren mit Diamanten besetzten Schmuck verfertigt habe, der für eine vornehme Herrschaft bestimmt sei, begab er sich sogleich zu dem Juwelier, machte einen bedeutenden Einkauf bei ihm, und wußte sich bei ihm so beliebt zu machen, daß dieser ihn auf sein Landgut einlud. Hier besuchte er den Juwelier einige Male, und wurde allgemein als Freund vom Hause betrachtet.

Während einmal der Juwelier dort seine Mittagsruhe hielt, raubte ihm Cartouche einen Schlüssel, den er stets im Knopfloch trug, ging in den Hof und bestieg ein Pferd, auf dem er nach Paris eilte. Als er hier ankam, begab er sich in das Gewölbe des Juweliers, zeigte dem Diener des Juweliers den Schlüssel, und sagte: „Ihr Herr Prinzipal läßt Ihnen sagen, Sie sollten mir den Schmuck nebst den übrigen Kostbarkeiten übergeben; die Herrschaft, welche sie bestellt hat, braucht sie nothwendig." Mit diesen Worten öffnete er die Schatulle, in der sich jener kostbare Schmuck befand, und raubte ihn nebst andern dabei liegenden Kleinodien.

Von dieser Zeit an fühlte er sich immer beun-

ruhigt, und floh nach England, und weil er dort keine Ruhe fand, wieder nach Frankreich. Seine Verfolger ließen ihn nicht mehr zu Athem kommen. Oft entkam er der augenscheinlichen Gefahr. Eines Abends, als er aus dem Theater kam, bemerkte er, daß man ihn verfolge. Schnell geht er in ein Haus, das ihm bekannt war, und verbirgt sich in den Schornstein; die Gerichtsdiener dringen in das Haus ein, irren sich aber und kommen ein Stockwerk höher. Sobald Cartouche dieses bemerkt, verläßt er den Schornstein, wirft einen großen Ueberrock über, und steigt die Treppe hinab. Zwei Soldaten, welche die Hausthüre hüten, fragen ihn: „Ist Cartouche gefangen?" „Nein, noch nicht!" antwortete er, schießt beide nieder, und entflieht.

Endlich wurde er der ewigen Nachstellungen überdrüssig, und beschloß, sich zurückzuziehen, und das erworbene Vermögen in Ruhe zu genießen. Allein es erreichte ihn das Strafgericht Gottes. In seiner Bande, die aus dreihundert Räubern bestand, hatte das Laster feste Wurzeln geschlagen, und mit ihm war auch ein wucherndes Unkraut der Hölle aufgesprossen — der Verrath. Während Cartouche in einem Wirthshause zu Beleville schlief, überlieferten ihn einige Gesellen der strafenden Gerechtigkeit. Er wurde gefesselt und in's Gefängniß nach Paris gebracht, wo es ihm gelang, seine Fesseln zu sprengen. Beinahe wäre es ihm geglückt, durch ein Loch, das er gebohrt hatte, aus dem Gefängnisse zu entkommen; allein das Gebell eines Hundes verrieth ihn. Er wurde hierauf noch fester geschlossen, und blieb in diesem Zustande bis er zum Richtplätz geführt wurde. Er ward zum

Rade verdammt. Die Henkersknechte entkleiden ihn langsam, und mit gräßlichen Gebräuchen; die Füße werden ihm hohl gelegt, und das mit Eisen beschlagene Rad zerschmettert die Schienbeine. Dann geschieht mit den Schenkelknochen das Nämliche. Die Umstehenden erstaunten über die Standhaftigkeit, mit der er diese schreckliche Strafe ertrug, eben so sehr, als über sein Verbrechen. Jetzt naht sich der Henker der Brust, und der sogenannte Gnadenstoß machte dem Leben des Missethäters ein Ende.

Dies ist das Leben und der Tod Cartouche's, der seine letzte Zeit in der Gefangenschaft dazu benutzte, um seine eigene Geschichte niederzuschreiben, die einen sichern Beweis uns auch liefert, wie weit es kommen kann, wenn man seine geringen Fehler nicht schon frühzeitig ablegt.

---

58. Die Taufe unter dem Galgen.

Als der ehrwürdige Missionär P. Timotheus Benningham sich nach Abbeville, einer seiner Stationen, am 21. Mai 1852 begab, wurde er auf einmal mitten auf dem Felde von einem seltsamen Schauspiele betroffen. Vor ihm standen Hunderte von Pferden, gesattelt und gezäumt, aber ohne Reiter. Auch waren eine Menge Bauernwagen, alle bespannt, längs der Straße hingestellt, ohne daß dabei ein Mensch gewesen wäre. Wo konnten Diejenigen sein, welchen die leeren Wagen gehörten? War vielleicht eine Musterung der Truppen? Dann hätte doch Pfeife und Trommel das Stillschweigen der Umgegend unter-

brochen. Der Geistliche war endlich den Hügel hinaufgekommen, und sah nun erst, was es gäbe. Auf dem entgegengesetzten Abhange war eine Menge Männer und Frauen versammelt, und unten im Thale war ein Blutgerüste mit einem Galgen errichtet. Es sollte ein Mohrensklave hingerichtet werden, der seine Ehefrau umgebracht hatte. Sogleich kam dem Geistlichen der Gedanke, der Unglückliche möchte vielleicht nicht getauft sein. Er trieb daher sein Pferd zur größeren Eile an, und kam bei dem Blutgerüste gerade in demselben Augenblicke an, als der Richter mit dem Missethäter allein auf der schrecklichen Anhöhe stand, und diesem sein Todesurtheil vorlas. Der Mann Gottes bat um die Erlaubniß, auf einige Augenblicke mit dem armen Mohren reden zu dürfen, und da es der freundliche Richter erlaubte, entspann sich an der Schwelle der Ewigkeit folgendes Gespräch: „Gehört Ihr einer Kirche an?" „Nein," antwortete der Mörder. „Seid Ihr je getauft worden?" „Nein, so viel ich weiß." „Wisset also," fuhr der Geistliche fort, „daß unser Herr Jesus Christus für die Sünder gestorben ist, und daß er dem reumüthigen Schächer am Kreuze verzieh; Ihr werdet in wenigen Augenblicken vor ihm erscheinen; wenn Ihr wollt, so will ich Euch taufen." „Ich möchte es wohl," versetzte der Mohr eilig. „Aber Ihr müßt aufrichtig Eure Sünden verabscheuen, damit Ihr würdig werdet, die Taufe zu empfangen." „Ich verabscheue sie aus dem Grunde meines Herzens," sagte der Arme, und ein Strom von Thränen stürzte über seine Wangen herab. Hierauf erzählte der Richter dem Missionär, daß der Mohr sogleich, nachdem

er den Mord begangen hatte, seine That bereut, und sich bei Gericht wegen derselben angeklagt habe.

Nun brauchte man einige Tropfen Wasser, um dem Verurtheilten die Taufe ertheilen zu können. Der Priester wendete sich an das Volk; aber man befand sich in einer dürren, wasserleeren Gegend; weit und breit war keine menschliche Wohnung. Endlich gab ein altes Weib, das hierher gekommen war, um Zuckerbrod zu verkaufen, ein wenig Wasser aus einer Zinkflasche her, und gewiß wird ihr der göttliche Heiland, wie er es selbst verheißen hatte, dieses Glas Wasser reichlich vergolten haben.

„Kniet nieder," sprach der Geistliche zum Missethäter, der schon den Todesstrick um den Hals trug, „und glaubet, daß es Einen Gott gibt in drei göttlichen Personen: den Vater, Sohn und heiligen Geist, und daß der Vater sich Euer erbarme und Euch verzeihen wird auf die Fürbitte des Sohnes, wenn Ihr aufrichtige Reue habet. Saget mir die Erweckung der Reue nach, die ich Euch vorsagen werde, und lasset Euer Herz zum Himmel erheben, um die Verzeihung des Herrn anzuflehen, während Eure Lippen Eure Buße erklären." Der Mohr sprach die Uebung der Reue laut nach; der Priester goß das reinigende Wasser auf sein Haupt, die Henkermütze wurde, wie es dort gebräuchlich ist, sogleich über sein Gesicht geschlungen, um die schrecklichen Verzerrungen des Gesichtes, die man sonst bei Erhenkten wahrnimmt, zu verbergen; der Boden wich unter den Füßen des neuen Christen, der sich in die Ewigkeit mit den Worten hinüberschwang: „O Jesu, erbarme Dich meiner!"

Ein Beispiel einer so zufälligen Ceremonie könnte

man höchstens nur in den ersten Jahrhunderten der Kirche finden, wo in Mitte des Kampfplatzes die Blutzeugen einander das Wasser spendeten, bevor sie die Bluttaufe empfingen. Das Volk, das von weitester Ferne zusammengelaufen war, um seine grausame Neugierde zu befriedigen, war ganz erstaunt und gerührt, und viele Leute sagten: „Das ist der Finger Gottes!" Denn wie wunderbar trifft dies zu! Auf dem Wege zur Richtstätte fragte der Mohr ängstlich darnach, ob kein Geistlicher da wäre, oder ob Niemand kommen, und mit ihm beten möchte? Diesen letzten Wunsch des Sterbenden konnte Niemand erfüllen, und sieh! da fügte es der liebe Gott, daß in diesem Augenblicke der wahre Diener Gottes erscheinen mußte, um ihm die Thore des Himmels zu eröffnen.

---

59. Der dankbare Mohr.

Daß es auch unter den Wilden gute Menschen gebe, welche der empfangenen Wohlthaten nicht vergessen, zeigt uns außer vielen andern Geschichten auch folgende Erzählung.

Domingo, ein Pflanzer in Amerika, hatte einen braven Mohren, der ihm seit vielen Jahren treulich diente. Oft arbeitete er in die Nacht hinein, um die Wünsche seines Herrn zu erfüllen. Er durfte ein Stücklein Land für seine eigene Rechnung bearbeiten, und ersparrte sich davon so viel, daß er einen kleinen Handel anfangen konnte. Dadurch erwarb er sich eine große Menge Geldes, mit welchem er sich seine Frei-

heit zu erkaufen gedachte. Obwohl sein Herr ihn ungern verließ, so bewilligte er nicht nur seine Loslassung, sondern er schenkte ihm noch ein Stück Feld dazu. Innigst gerührt verließ der Mohr seinen Wohlthäter, verheirathete sich und wurde glücklich.

Aber seinem Herrn ging es nicht so gut. Er verkaufte alle seine Besitzungen, und reiste nach Frankreich, um in Paris, der Hauptstadt des Landes, seine Tage zu beschließen. Kaum war er dort angekommen, so war er von unzähligen Schmeichlern umgeben, die ihn zu so großen Ausgaben verleiteten, daß er in einigen Jahren alle seine Reichthümer verlor. Er raffte also zusammen, was er noch hatte, und kehrte nach Amerika zurück, um vielleicht noch zu einigem Wohlstande zu gelangen. Mit wenigem Gepäck kam er an, erzählte seinen alten Freunden sein Unglück, und fand Mitleid genug, aber keine Hülfe. Er mußte sich in einer sehr elenden Hütte aufhalten.

Einst irrte er ganz trostlos und in traurigen Gedanken verloren, in einem nahen Wäldchen herum. Sein Elend ging ihm besonders tief zu Herzen. „O Gott!" seufzte der Arme, „Du hast noch Keinen, der um Hülfe rief, zurückgewiesen, sondern ihm jederzeit Erbarmung angedeihen lassen. Darum komme mir Bedrängten auch zu Hülfe; dann werde ich meine Tage Deinem Dienste widmen, und Dir für die Rettung mit Freudenthränen danken." Und sieh! da kam ein kostbar gekleideter Mohr, auf einem stattlichen Pferde reitend, auf ihn zu. Und dieser war — der ehemalige Sklave Domingo's. Kaum erkannte Jener seinen ehemaligen Herrn, so sprang er vom Pferde, und fiel ihm zu Füßen. Der treue Mohr hatte das Schicksal

desselben schon erfahren, und ihn lange gesucht. „Guter, lieber Herr, sei mir tausendmal willkommen!“ redete er ihn an. „Durch Deine Freigebigkeit bin ich reich geworden. Der Mächtige über den Sternen, den Du mich kennen lehrtest, hat mich gesegnet. Die Güter und Ländereien, die Dir einst gehörten, sind jetzt mein Eigenthum. Ich bin Vater von drei Kindern, und habe eine große Menge Sklaven, denen ich bald die Freiheit schenken werde, wie Du mir selbe geschenkt hast. Kehre zurück in Deine frühere Wohnung, und genieße, und theile mit mir das Glück gemeinschaftlich, das Du mir selbst bereitet hast.“ — Gerührt hob Domingo den erfreuten Mohren, dem die Freudenthränen über die schwarzen Wangen rollten, auf, und nahm sein Anerbieten an. Beide lebten nun beisammen, und wurden Wohlthäter der Armen.

„Jene Wohlthaten, welche du Andern erwiesen hast, schreibe in Sand; jene Wohlthaten aber, welche dir erwiesen wurden, grabe in Marmor.“

60. Starkmüthige Nächstenliebe eines Geistlichen.

Bei der Ueberschwemmung des Passeierthales in Tirol im Jahre 1862 hatten alle Wildbäche dort, sowie der Hauptbach des Thales selbst, die Passer, alle Brücken und Stege weggetragen, und die Verbindung der Thalseiten abgeschnitten. So wurde auch die Gemeinde Moos in Hinterpasseier auf einige Tage,

bis die tobenden Fluthen sich verlaufen hatten, und die Brücke wieder hergestellt war, in zwei verbindungslose Theile geschieden. Auf beiden Seiten des hochgehenden Rabensteiner Wildbaches standen die Männer der Gemeinde, um den wilden Ueberfluthungen Widerstand zu leisten. Die rollenden Steine im Bache und das Brausen des wild aufgeregten Wassers übertönten jedes Wort, das von einem Ufer zum andern gerufen wurde. Da lief schnell ein Bauer den Berg herab, und spähte umsonst nach der alten Brücke, oder wie man sonst über den wilden Bach kommen könnte, um zu dem ersehnten Pfarrhause zu gelangen. Er klagte und jammerte: „Der Kranke ringt mit dem Tode; er verlangt nach den Sterbesakramenten; ich kann nicht zum Pfarrer, und der Pfarrer nicht herüber.“ Der Bauer stand eine lange Zeit am Ufer des wogenden Wassers, und wußte nicht, was er jetzt thun sollte. Endlich kam man überein, die Gefahr und die Sehnsucht des Kranken auf ein Stück Papier zu schreiben, und dieses sammt einem Steine in ein Tuch zv binden, damit das Anliegen durch die Arbeiter am jenseitigen Ufer dem Pfarrer übermittelt würde, und so geschah es auch. Der Pfarrer erhielt die schriftliche Bitte des sterbenden Pfarrkindes. Ueberwältigt vom Gefühl der Berufstreue, befahl der würdige Geistliche, die lange Kirchenleiter über den stürmenden Bach zu legen, und darüber wurde von beiden Seiten ein langes Brett hingeschoben. Der menschenfreundliche Priester, der jede Gefahr verachtete, wenn es seinen Beruf galt, nahm das Allerheiligste, und eilte unter dessen Schutz zur schnell hergestellten, wankenden Nothbrücke. Hier umgürtete man ihn mit einem Seile; doch diese Vor=

sorge war ganz unnütz. Denn wäre die edle That auf der Leiter mißlungen, so würde das Seil den Geopferten aus dem Wasser und den rollenden Steinen nicht gerettet haben. Schritt für Schritt ging der Edle auf der Leiter vorwärts, die sich unter seiner Last bog, und beinahe die tobende Fluth berührte, die ihre Wellen emporwirbelte. Mitten auf der Leiter schwebte nun der Priester, mitten im Wildbache, umrauscht von den entfesselten Wogen, umtönt von den aneinanderstoßenden Steinen, von den beiden Ufern her von den ängstlichen Zuschauern angestaunt, im Rücken gehalten von dem Seile. Der Edle stand unter dem Schutze Gottes, und deshalb konnte die edle That ausgeführt werden. Der Gang über die Leiter wurde glücklich vollendet. Im frohen Bewußtsein einer edlen That, eilte nun der Diener des Herrn zum Sterbenden, und stärkte ihn für die Wanderschaft in die Ewigkeit mit der Kraft der heiligen Sakramente. Bald darauf starb er. Sein letzter Blick war dem edlen Geistlichen zugewendet, der ihm, wie ein Engel des Friedens, beistand. Die Leiche des Verstorbenen mußte längere Zeit, als festgesetzt ist, liegen bleiben, bis die Brücke wieder hergestellt war. Wer erinnert sich bei dieser edlen That nicht an das Lied vom braven Manne?

Der edle Mann in Passeier ist der seeleneifrige Priester und Pfarrer, Johann Hofer, ein Verwandter des Helden vom Jahre 1809 — Andreas Hofer.

---

61. Muth und Kraft im Amtseifer.

Der alte Pfarrer des Klosters Einsiedeln in der Schweiz, P. Isidor, besaß eine ganz ungemeine Kraft des Geistes, die sich in einem scharfen durchdringenden Verstand und in einer allen Hindernissen trotzenden Stärke des Willens offenbarte. — Davon einige Beispiele.

1. Es war einst Jahrmarkt in Einsiedeln, und unter den verschiedenen Unterhaltungen, die dem schaulustigen Volke reichlichst von fahrenden Künstern geboten wurden, gefielen besonders die Bilder in einem Guckkasten den Kindern. Unter diesen Bildern befanden sich aber auch einige unsittliche Bilder. P. Isidor hört dies mit Entsetzen, eilt nach dem Guckkasten, überzeugt sich von dessen sittenverderbendem Inhalt, und ohne ein Wort zu reden, stieß er mit seinem langen Stocke unbarmherzig durch das Glas und mitten in die Mechanik und die Bilder hinein, gemessendsten Tones dem Guckkasten-Manne bedeutend: „So Etwas gehört nicht in die Nähe des Klosters Einsiedeln, am allerwenigsten vor das Auge der unschuldigen Kinder!" Der Fremde wandte sich mit Beschwerden an die Polizei, die Polizei aber meinte, es sei von ihrer Seite mit dem Pfarrer Isidor Moser nicht viel anzufangen, und rieth ihm, er möge sich unmittelbar an den Pater selbst wenden. Der Mann that es und klagte dem Pater Isidor, wie nun mit dem Guckkasten sein einziger Erwerb ihm geraubt und wie er jetzt ein armer geplagter Mann sei. Der Pfarrer wiederholte noch einmal sein ernstes Lehrwort und fragte dann

den Betrübten: „Was kostet denn Euer Guckkasten?" — „Wenigstens zwei Thaler, Herr Pfarrer!" — „Da habt Ihr vier; aber kommt mir ja nicht wieder mit solch abscheulichen Figuren!" —

2. Ein anderes Mal sah er, daß junge Leute unter dem Gottesdienste Kegel schoben. Gelassen ging er hinaus bis auf den Kegelplatz, dann mußte ihm eine Frau, die eben in der Nähe stand, eine Axt und einen Korb holen. Als dies geschehen, nahm er geradezu einen Kegel um dem andern, zerhackte ihn und warf die Stücke in den Korb. Nachdem die mühsame Arbeit zu Ende gebracht, sagte er zu der Frau: „Ihr könnt nun den Korb und die Axt wieder mitnehmen, und das Holz verbleibt Euch für Eure Mühe!" — Die jungen Leute, gebannt von Ehrfurcht gegen den ernsten Diener Gottes, verstanden die Lection, schwiegen, gingen und spielten fortan nie mehr in der Zeit, während welcher der öffentliche Gottesdienst abgehalten wurde.

3. Zu Einsiedeln führten die jungen Leute wieholt ein Schauspiel auf, das nichts weniger als eines erbaulichen Inhaltes gewesen. P. Isidor hielt eine sehr ernste, jedoch väterlich wohlwollende Rede gegen dieses sittenwidrige Gebahren. Mehre Jünglinge, die des Priesters schwertscharfe Rüge von der Kanzel herab zumeist getroffen, verschworen sich gegen sein Leben. — Hierauf faßte der Mann Gottes einen Entschluß, der nicht nach gewöhnlichem Maßstabe gemessen, sondern als Beweis eines außerordentlichen Muthes und Eifers betrachtet werden muß. Er ging nämlich ohne Hut und Stock und mit entblößter Brust durch die große Dorfgasse und machte Halt vor dem Hause, in welchem eben die nichtswürdige Gesellschaft der

Verschwornen sich zusammengefunden, betete, öffnete dann die Thüre und rief furchtlos den Verbündeten drinnen zu: „Da ist nun der Isidor: ein paar Unzen Pulver und ein paar Loth Blei — und Isidor ist nicht mehr!" — Das Außerordentliche dieser That bewältigte mit Schauer und Entsetzen die jungen Wüstlinge, das sittenlose Schauspiel wurde nicht mehr aufgeführt und die seither Verirrten kehrten zur heilsamen Zucht und Sitte zurück.

4. Von dem originellen Character des Pfarrers des Klosters Einsiedeln in der Schweiz wird noch Mancherlei erzählt. — Einst kam ein Knabe zu ihm der bitterlich weinte und jammerte: „Wenn mein Vater nicht wenigstens eine Duble (Louisd'or) bis heute Abend erlegt, so wird ihm seine Kuh hinweggenommen!" Isidor antwortete: „Ich kenne Deinen gottesfürchtigen, fleißigen und haushälterischen Vater, und weiß, daß ihm mit einer Duble nicht geholfen ist: Sieh, da sind zwei!" —

Ueber den Zweig seines Wirkens, da er die Oekonomie des Stiftes Einsiedeln zu verwalten hatte, pflegte er zu sagen: „Hätte ich während meiner Verwaltung so viel vorgeschlagen als ich rückgeschlagen, so wäre ich wol der größte Statthalter, den je das Stift Einsiedeln gehabt hat!"

Die Heiterkeit des Geistes verblieb diesem besonders in den Revolutionsstürmen so schwer geprüften Manne bis zum Grabe; denn als der Tod an seine Zelle klopfte, sah er ihm ruhigen Blickes in sein Angesicht. — Man holte den Arzt, und als dieser kam, bemerkte P. Isidor: „Was wollt Ihr hier? Ein Sterbender braucht keinen Doctor mehr!" — Da in

jenen Tagen große Kälte einfiel, sagte er: „Der Isidor wird eine kalte Fahrt haben in die andere Welt hinüber!" Einem unberufenen Tröster rief er zu: „Der Isidor will jetzt allein mit Gott sein! geht!" Am liebsten ließ er sich in den letzten Tagen von einem jungen Mönch aus der Apokalypse des heiligen Johannes vorlesen. „O wenn der Vorhang aufgeht!" frohlockte er in dieser Zeit oft. — Mit allen Tröstungen der heiligen Religion versehen, schlummerte er hinüber am 28. Januar 1826, siebenundachtzig Jahre alt, und zwar in der Octav-Feier des heiligen Meinrad.

Ach, wer mit siebenundachtzig Jahren noch ruhig und geistvoll mit dem Tode scherzt, wie P. Isidor Moser gethan, der muß eine gute Tugendschule durchgemacht und einen leichten und sichern Weg zum Himmel gehabt haben!

62. Die krähende Uhr.

In dem Gastzimmer eines vornehm eingerichteten Wirthshauses, war den täglichen Gästen längst eine alte Schlag-Uhr mit einem Hahn oben auf, der bei jedem Stundenschlag ein täuschendes Krähen vernehmen ließ, verhaßt gewesen. „Ach, Herr Wirth!" rief endlich ein Stammgast, in größter Hitze, „es wäre doch einmal Zeit, diese alte, abscheulich lärmende Uhr in die Rumpelkammer zu werfen." Da erzählte der Wirth als Ursache, warum ihm diese Uhr so lieb sei, folgende Geschichte.

„Mein Vater besaß, ehe er hieher kam, einen

einsam gelegenen Gasthof an der Landstrasse nach S. . . Vermögliche Reisende blieben nie in unserm Wirthshause über Nacht, und unsern meistens spärlichen Erwerb zogen wir aus der Bewirthung vorbeireisender Fuhrleute und Handwerksbursche. Ein Knecht und eine Magd waren, nebst meiner Eltern und mir, einem damals achtjährigen Jungen, das ganze Personal, und nach zehn Uhr Abends lag meistens schon Alles im tiefen Schlafe. Ich selbst schlief im Zimmer meiner Eltern, neben der Gaststube, in welcher diese Uhr als Hauptzierde stand. Eines Nachts erwachte ich von dem Klirren einer eingestoßenen Fensterscheibe. Ich richtete mich auf in meinem Bette, hart am Ofen, und horchte. Eine Zeitlang war Alles stille; schon wollte ich beruhigt wieder einschlafen — da nahten sich leise Tritte unserm Schlafzimmer — erschreckt sprang ich von meinem Bette auf, um den Vater zu wecken. Die Tritte kamen näher und näher der Zimmerthür — eine Hand tappte nach der Klinke — und in demselben Augenblicke kroch ich, halb todt vor Schrecken, unter mein eigenes Bett zurück. Fast zugleich traten zwei Männer in die vom Monde hellbeleuchtete Stube; beide waren mit Messern und derben Knitteln bewaffnet, und schlichen zum Bette, wo meine Eltern in tiefem Schlafe lagen."

„Alles in Ordnung!" flüsterte der Eine, ein gräßlich wildes, bärtiges Gesicht, seinem Kameraden, einem jungen Burschen, zu — „nun mach's kurz, stoß zu, in des T . . . . . s Namen, stoß zu, Hasenfuß, es kräht kein Hahn danach!" Da schlug in der Gaststube, deren Thür die beiden Mordgesellen hinter sich offen gelassen hatten, jene alte Uhr die Stunde, und wie

höhnend krähte der alte Hahn hinten drein. Der jüngere Räuber ließ das Messer mit einem Angstgeschrei fallen und entfloh; mein Vater, darüber erwacht, sprang auf, und sah gerade noch den bärtigen Mörder eilends entweichen. Unsere Magd fanden wir in ihrer Kammer hart geknebelt, und der Hausknecht lag im Hofe, aus einer breiten Wunde blutend, von der er jedoch langsam genas.

Die zwei Uebelthäter wurden bald darauf ergriffen, und für immer unschädlich gemacht. — Gott hat mir durch den leblosen Hahn die guten Eltern erhalten, und darum ist mir die alte Uhr so theuer, daß ich sie, so lange ich lebe, nicht aus meinem Zimmer entfernen lasse."

Bei Abstellung alter Gebräuche sollen wir immer an die Worte des Sirazide n denken: „Lasse dir nicht einfallen, du seiest klüger als die Alten; denn sie haben es auch von ihren Vätern gelernt." (Sir. 6, 36.)

---

63. Die bekehrten Räuber.

Auf einer einsamen Wanderung durch ein ödes Thal im Königreich Neapel ward ein eifriger Diener der Kirche und des Evangeliums, und einer der Gefährten des großen Ignatius, Nikolaus Bobadilla, plötzlich von einem Banditenhaufen (Räuber) umzingelt. Er setzte aber, ohne die mindeste Unruhe zu zeigen, zwischen diesen ruchlosen Begleitern seine Schritte fort, und sang mit seiner überaus sanften Stimme ein geistliches Lied nach dem andern, während die Mord-

lustigen ganz stille horchend, wie in der heidnischen Fabel die wilden Thiere dem Amphion, ihm nachfolgten. Als er nach einiger Zeit ihre verwilderten Gesichter etwas erheitert sah, blieb er stehen und sprach lächelnd zu ihnen: „Ihr kommt mir wie Leute vor, die schon lange keine Predigt gehört haben; wenn es Euch gefällig ist, so will ich Euch damit dienen; nach beendigter Predigt könnt Ihr dann machen mit mir, wie es Euch beliebt! — Die Banditen nahmen lachend den Vorschlag an.

Bobadilla stellte sich nun in Ermanglung einer Kanzel auf einen Stein und redete sie an mit diesen Worten: „Je ernstlicher ich Euch betrachte, desto mehr — solltet Ihr's meinen? — finde ich zwischen Christo dem Herrn und Euch ganz besondere Aehnlichkeiten. Christus hat allezeit unter Sündern gelebt, Ihr desgleichen. Christus wanderte oft über Berg und Thal, so auch Ihr. Christus hatte nichts, wo er sein Haupt hinlegte, war ohne Dach, schlief oftmals unter freiem Himmel, so verhält sich's auch bei Euch. Christus befahl: So Jemand Dir den Rock nehmen will, so lasse ihm auch den Mantel, — dies ist euere Meinung auch und Ihr seid damit einverstanden. Christus rief oftmals Wehe über die üppigen und geizigen Reichen, eben diese verfolgt Ihr auch. Christus war Vielen verhaßt, Ihr auch. Gegen Christus schrie man einhellig: Kreuzige ihn! Euch wünscht man es auch. Christus hat dem Räuber und Mörder an seiner Seite das Paradies verheißen: und mit ihm Euch allen auch, wenn Ihr Euch bekehret und Buße thut." — Und siehe, kaum hatte er nach dieser Wendung seiner Rede einige Worte, voll Kraft, voll Mitleiden und heiligen Ern-

stes zu ihnen gesprochen: da fielen alle diese Wölfe dem Diener Christi zu Füßen; sie schonten nicht allein seines Lebens, sondern sie waren auch erweicht zur Erbarmung über sich selbst, sie verließen ihre ruchlosen Wege und wandelten von nun an in aufrichtiger Buße.

Würden wohl diese Banditen so plötzlich sich bekehrt haben, wenn sich nicht noch eine Spur des Glaubens in ihnen erhalten hätte? Darum, ihr Eltern und Erzieher, suchet vor Allem in den Herzen euerer Kinder und Zöglinge eine gute, feste Grundlage des Glaubens zu legen. Dies ist das sicherste Mittel, ihr zeitliches und ewiges Glück zu begründen. Aber wachet auch und sorget dafür, daß der gelegte Glaubensgrund nicht wieder zerstört werde durch irreligiöse Lehren, durch unsittliche, gottlose Bücher, durch böse Gesellschaften! — Solltet ihr aber etwa den Glauben für außerwesentlich und überflüssig halten, so erinnern wir euch in hohem Ernste an den göttlichen Ausspruch unseres Heilandes: „Wer nicht glaubt, wird verdammt werden; und an das Wort seines Apostels: Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen. Das hier Gesagte findet auch seine Bestätigung in folgender Erzählung.

---

64. Der bekehrte Räuber.

Der liebe Gott sucht auf mannigfache Weise den Sünder auf, und sucht sein Herz vom Sündenelende zu befreien. So war einstmals in einem Walde ein Räuber, der raubte die Leute aus, die des Weges

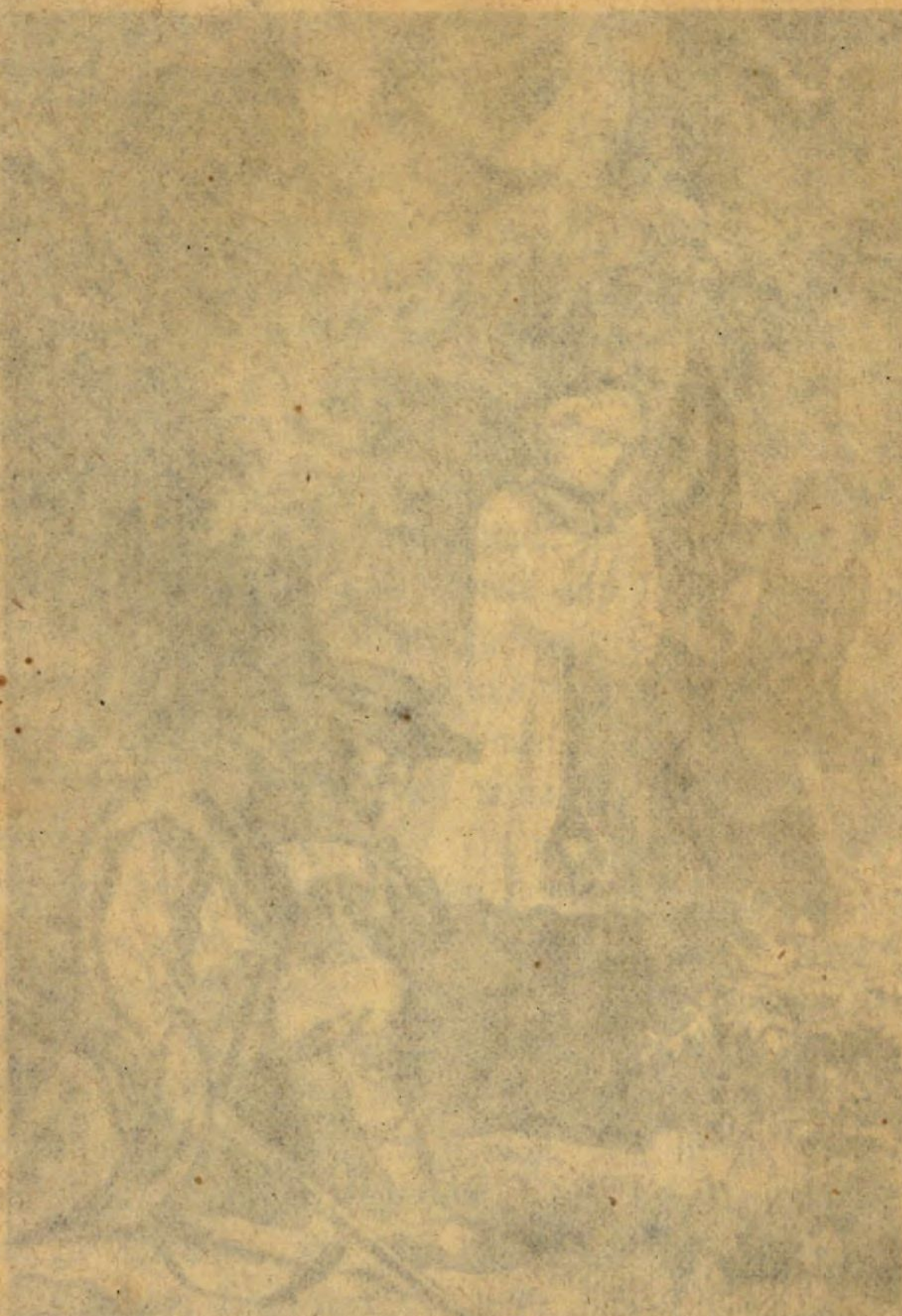
kamen, und war ein gottloser Mensch. Und eines Tages stand er am Wege, Willens, die Wanderer, die kämen, auszurauben. Da hörte er ein Glöcklein klingen, und ein Priester kam und schritt einher. Der trug das heilige Sakrament in den Händen, es einem Kranken zu bringen. Vor dem Priester her ging der Meßner, und klingelte mit dem Glöcklein, und betete: „Gelobt sei ohne End das heiligste Sakrament!“ — Und wie das der Räuber sah, fiel er nieder auf die Knie und betete an und fühlte Reue in seinem Herzen. Der Priester aber ging vorbei. Und der Räuber stand auf und ging ihm nach, bis zu dem Hause, wo der Kranke war und betete mit lauter Stimme: „Gelobt sei ohne End das heiligste Sakrament!“ — Und da der Priester wieder aus dem Hause kam, warf sich der Räuber wieder zu seinen Füßen und weinte, und sprach: Diener Gottes, wisse, ich bin ein Räuber und gottloser Mensch. Da Du mit dem heiligen Sakrament durch den Wald gingst, stand ich am Wege, und mein Herz ward schwer meiner Sünden wegen, und ich ging Dir nach. Hilf mir bei der Barmherzigkeit Gottes. — Und der Priester neigte sich zu dem Räuber und sagte: Jesus Christus hat Dich nicht verstoßen, ich verstoße Dich auch nicht. Er ist zu Dir in den Wald gekommen, weil Du es verschmäht hast, zu ihm zu kommen. Er hat dem Schächer am Kreuze verziehen, der Buße that; er wird auch Dir verzeihen. Folge mir! — Und er führte den Räuber in ein Kloster, und da büßte er ab seine Sünden, und gab heraus das geraubte Gut, und wurde aus einem gottlosen Menschen ein guter und frommer Mensch. Das



Ausführ., Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Moosrosen.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.



heilige Sakrament aber pries er und dankte ihm, bis er starb eines seligen Todes.

---

65. Noth lehrt beten und beten hilft aus der Noth.

Die Hinterwäldler in den Urwäldern Amerika's bestehen manches Abenteuer mit wilden Thieren. Ein solches will ich euch mit den eigenen Worten eines Hinterwäldlers erzählen; und es braucht nur leicht bemerkt zu werden, daß es unter ihnen zuweilen Menschen gibt, die wenig Religion haben und selten beten.

Ich ging, erzählte ein Hinterwäldler, eines Tages allein aus, um mir die Zeit zu vertreiben. Es war Winter und Schnee bedeckte die Erde. Ich ging am Ufer eines Sumpfes hin und war kaum zehn Minuten weit gekommen, da traf ich auf eine Hirschfährte. Diesen Hirsch hätte ich gern erlegt; seine Fährte führte mich in eine Schlucht, welche mit Cedern besetzt war. Da hörte ich mit einem Male Etwas hinter mir. Ich drehte mich um und sah nicht weniger als drei graue Bären auf einmal. Ich hatte nicht viel Zeit zum Ueberlegen; hungrig waren die Bären und ein grauer Bär kann tüchtig laufen, aber auf die Bäume klettern kann er nicht, wie der braune Bär. Daran dachte ich und sagte mir, es würde mir gar Nichts helfen, wenn ich ausrisse. Ich mußte also trachten auf einen Baum zu kommen. Der mir nächste Baum war ein großer, dicker und einer der untersten Aeste d'ran war vom Schnee so weit herunter gedrückt worden, daß

ich ihn erreichen konnte. Ich that einen Satz empor, faßte den Ast und wollte mich eben emporschwingen, als der vorderste Bär nach mir schnappte und dabei den Kolben meiner Kugelbüchse packte. Natürlich riß er sie mir leicht aus der Hand, aber mich selbst konnte er nicht fassen und ich kletterte geschwind vollends hinauf, und kam glücklich den Bestien aus dem Wege. Ich kannte die grauen Bären gut genug, um zu wissen, daß sie unten nicht von der Stelle weichen würden, so lange sie noch hoffen konnten, mein Fleisch zu kosten. Sie hatten sich alle drei auf den Hintern gesetzt, sahen zu mir herauf und verwendeten kein Auge von mir. Manchmal brummten sie aus Aerger und Wuth, daß sie mich nicht packen konnten und ich nicht hinunter kommen wollte. Ehe meine Kameraden mich vermißten und sich aufmachten, mich zu suchen, wurde es finster und so konnte mir auch das Rufen nichts helfen; ich rief und schrie aber doch einigemale. Unterdessen ging die Sonne unter und der Wind fing an, viel schärfer und kälter zu blasen, als vorher. Es war überall derb kalt, aber da oben auf dem Baume kälter als überall. Ich würde Arme und Beine, Nase und Ohren erfroren haben, wenn ich nicht immer die Hände gerieben, die Beine geschüttelt und auf dem Aste mich auf und ab bewegt hätte. Ich hatte gehofft, die Bären würden abziehen, wenn es finster geworden, aber das fiel ihnen nicht ein; sie rührten sich nicht von der Stelle. Gegen neun oder zehn Uhr gingen zwei ab; ich hoffte der dritte würde die Lust verlieren, allein da zu sitzen. Er hielt fest auf seinem Platze aus und nach Mitternacht kamen nicht nur die beiden andern zurück, sondern brachten noch zwei neue mit sich. Alle

fünf Minuten schrie ich einmal nach meinen Jagdfreunden, aber es kam Niemand. Ich war erstarrt und die Zähne klapperten mir im Munde; ich wurde allmälig schwächer, matter und muthloser; ich hungerte und mußte mir sagen, daß ich bald nichts würde thun können, als herunterzufallen unter die Bestien, die auf mich warteten. Ich hatte gerade vierundzwanzig Stunden da gesessen; noch einmal so lange konnte ich es nicht aushalten, wenn keine Hülfe kam. Die Gedanken fingen schon an mir zu vergehen, Schwindel befiel mich, und es war mir, als tanzten Millionen kleiner Eissterne vor meinen Augen. Da fiel es mir ein, was mir als kleinem Jungen meine Mutter so oft gesagt hatte, daß ein Gott über mir lebe, und den bat ich, mir zu helfen. Da kam ich auf einen wunderlichen Gedanken. Ich glaub's gerne, daß der liebe Gott mich erhört hatte und es thut mir wohl in meinen alten Tagen, wenn ich daran denke, daß es einen Gott gibt, der uns einst zu sich nehmen wird. Kurz und gut, als ich in meiner Herzensangst so betete, sah ich auch zu Gott empor, und wie ich so empor sah, fiel mir ein langer Rindenstreifen, der sich wahrscheinlich durch einen Blitz abgeschält hatte, in die Augen; und gleich fiel mir ein, damit könnte mir geholfen sein. Die neue Hoffnung gab mir neue Kraft. Ich stand auf, so daß ich mit der Hand an den Rindenstreifen reichen konnte, der wohl fünfzehn Fuß lang war. Ich riß ihn ab, band an das eine Ende meinen Gürtel und an das Hakenende machte ich eine Schleife. Ich ließ meine Beine langsam und vorsichtig hinunter. Die Bären erschraken anfangs darüber und zogen sich zurück. Meine Büchse lag

nahe am Baume, mit dem Kolben nach mir zu, das Schloß etwas hohl über einer Wurzel. Ich bemühte mich, den Gürtelhaken in den Schloßbügel einzuhängen und das gelang mir nach einigen Versuchen. Nun zog ich langsam und bedächtig, mit mächtigem Herzklopfen, und die Büchse kam empor zu mir. Da ich Pulver und Kugeln bei mir hatte, schoß ich die fünf Bären todt; da sie zu mir emporsahen, hatte ich einen guten Schuß. Als ich vom Baum herunter gestiegen war, fühlte ich mich sehr glücklich und dankte Gott für seine Hülfe, die er mir auf meine Bitte gewährt hatte; dann betrachtete ich die todten Bestien und ging nach Hause. Meine Kameraden waren eben von einem langen Suchen nach mir zurückgekommen, sie hatten meine Spur im Schnee verloren. Gleich brachen sie mit den Pferden auf, die fünf Bären zu holen. Länger als eine Woche konnte ich das Bett nicht verlassen. Noth lehrt beten und beten hilft aus der Noth.

---

66. Wie Gott einen Menschen durch Hunde vom Tode rettete.

Ein Landmann ging mit seinen beiden Hunden in den Wald und bestieg eine sehr hohe Buche. Er glitt aus, stürzte, blieb aber mit dem Fuße zwischen zwei gabelförmig stehenden Aesten, mit dem Kopfe abwärts, hängen. So schwebte er zwischen Himmel und Erde, ohne sich helfen zu können. Seine Hunde winselten, liefen hin und her und gaben auf alle Weise ihre Angst und

ihren Schmerz um ihren Herrn zu verstehen. Endlich lief der eine von denselben nach Haus, erhub vor den Angehörigen seines Herrn ein klägliches Geheul, geberdete sich äußerst unruhig, lief fort, kam wieder, lief wieder weg, und gab auf alle Weise zu verstehen, daß man ihm folgen solle. Zuletzt ging man ihm nach; da rannte der Hund nach dem Walde zurück, wo sein Herr hing, lief wieder rückwärts, wenn die begleitenden Leute nicht schnell genug gingen. So brachte er sie zu rechter Zeit noch zu dem Baume, auf welchem sein Herr hing, und der Verunglückte ward gerettet. — Der andere Hund war indessen bei seinem Herrn geblieben, erhub seine Stimme so stark er konnte, um durch sein Bellen andere Leute aufmerksam zu machen und zur Hülfe zu veranlassen.

---

67. Hunde im Dienste der Menschen.

In der Schweiz gibt es sehr hohe Berge, die Alpen genannt. Auf denselben liegt der Schnee fast das ganze Jahr hindurch. Die Wege sind dort sehr gefährlich, weil der Sturm den Schnee oft von einer Stelle zur andern treibt. Von Deutschland nach Italien geht nämlich eine Straße über den zehntausendvierhundert Fuß hohen Berg St. Bernhard. Fast auf dem Gipfel dieses Berges liegt zwischen Felsen und Schneefeldern das Kloster des heiligen Bernhard. Dort wohnen katholische Ordensmänner, die sich zur Aufgabe gemacht haben, allen Reisenden beizustehen, die diesen Weg kommen. Während des größten Thei-

les des Jahres ist die Reise über den Berg sehr gefährlich wegen der dichten Nebel, dem Schneegestöber und den starken Schneemassen, welche so häufig von den Bergspitzen herabgleiten und Alles begraben, was sich auf ihrem Wege befindet. Die Mönche gehen täglich umher, um verschneite oder erfrorene Menschen aufzusuchen, und werden dabei von Hunden unterstützt, welche sehr klug und einzig zu diesem Zwecke abgerichtet sind. Diese Thiere werden auch allein ausgeschickt, und wenn sie einen Verunglückten aufgespürt haben, so eilen sie zu ihren Herren, und theilen ihnen ihre Entdeckung durch ängstliches Bellen mit. Sie haben eine kleine Flasche mit Wein und ein Körbchen mit Brod am Halse hängen, so daß der erschöpfte Wanderer sich damit erquicken kann.

Bekannt ist unter diesen Hunden einer, Namens Barry. Zwölf Jahre lang diente er unermüdet und hat allein mehr als siebenzig Menschen vom Tode errettet. Einmal fand er im Schnee einen kleinen Knaben, welcher halb erfroren war. Der Hund hob den Kopf des Kindes auf und bot ihm die Flasche, aber der Knabe verstand nicht, was er wollte, und fürchtete sich vor dem großen Hunde. Als er darauf des Knaben Hand zu lecken anfing, faßte derselbe Muth und setzte sich zuletzt auf seinen Rücken; auf diese Weise trug er ihn zum Kloster, wo der Knabe wieder hergestellt wurde. Die Mutter des Knaben war aber umgekommen und konnte nicht mehr zum Leben gebracht werden. Ein reicher Herr nahm später den Knaben zu sich und ließ ein Bild malen, auf welchem der ganze Vorfall dargestellt war. Dieses Bild hängt noch im Kloster.

68. Androclus und der Löwe.

Ein römischer Kaiser ließ einst große Anstalten treffen, um dem Volke das Schauspiel eines Kampfes zwischen Menschen und wilden Thieren zu geben. Alle zum Tode verurtheilten Sclaven wurden bestimmt, an diesem Tage mit Löwen, Tigern, Panthern, Leoparden und anderen grimmigen Raubthieren, welche man noch obendrein durch Hunger recht wüthend gemacht hatte, zu kämpfen. Auch Androclus sah diesem traurigen Schicksale entgegen, und bereuete jetzt den Leichtsinn, womit er seinen dankbaren Freund in der Wüste verlassen hatte. „Ach," sagte er zu sich selbst, „warum blieb ich nicht bei den Thieren in der Wüste? Sie sind großmüthiger als die Menschen."

Der Tag des Schauspiels kam. Das Volk saß auf den Bühnen um den Kampfplatz her, begierig erwartend, daß der Kaiser das Zeichen zum Anfange geben würde. Jetzt winkte dieser, und aus einem Behälter traten mehr als fünfzig Menschen heraus, mit Nichts bewaffnet, als mit Stöcken. Auf ihren trüben Gesichtern sah man, daß sie ihres grausamen Todes gewiß waren. Denn es war zwar denen das Leben versprochen, welche ihre grimmigen Gegner besiegen würden; aber wer konnte darauf rechnen, mit einem Stocke einen Löwen oder Tiger zu überwältigen?

Da winkte der Kaiser zum zweiten Male, und in einem Nu sprangen aus weit geöffneten Thoren die Bestien der Wüste mit aufgesperrten Rachen und gräßlichem Gebrülle hervor. — Kaum hatten diese blutgierigen Wüstenbewohner sich in dem weiten Kampf-

platze umgesehen, und die wehrlosen Menschen auf der andern Seite erblickt, als auch schon ein jeder von ihnen Anstalt machte, auf ein Opfer seines Heißhungers loszustürzen.

Die Zuschauer waren in der größten Spannung. — Vor Allem aber richteten sich die Blicke des Volkes auf einen Löwen von ungeheurer Größe, welcher mit seinem langen Schweife die Erde peitschte, und durch sein Gebrüll die bretternen Schranken zittern machte. Dieser Löwe stand gerade unserm Androclus gegenüber, der vor Todesangst zitterte, und seine einzige Waffe, den Stock, fallen ließ. Plötzlich hält der Löwe mit seinem schrecklichen Gebrüll ein, betrachtet den Androclus mit seinem scharfen Blicke, und schreitet rasch, aber sanftmüthig auf den armen Sclaven zu. Auch Androclus ermannt sich, als der Löwe kommt und die Zuschauer sehen mit Staunen, daß hier kein Kampf, sondern ein freundliches Begegnen zwischen einem zitternden Menschen und einem hungrigen Raubthiere vorgeht. Der Löwe schmiegt sich wie ein Hund zu Androclus Füßen, leckt ihm seine Hände, wälzt sich vor ihm in dem Sande, aber als ein rasender Leopard auf den Androclus zuspringt, reißt er diesen zu Boden, und legt sich dann als Wächter zu seinem Freunde. Denn er war wirklich kein anderer, als der Löwe, welchem Androclus den Dorn aus dem Fuße gezogen und mit welchem er so lange zusammen gelebt hatte. Auch der Löwe war gefangen und zu dem großen Feste nach Rom geschickt worden, und hier führte ihn der Zufall mit seinem Gastfreunde zusammen, um diesem das Leben zu retten.

Als der Kaiser diese außerordentliche Zusammen-

kunft sah, und das ganze Volk vor Neugier brannte, zu erfahren, wie das zugehe, da ließ der Kaiser das ganze Schauspiel unterbrechen, und befahl, daß Androclus vor ihn trete. Dieser erzählte nun unter dem Beifalljauchzen aller Anwesenden seine Geschichte, während der Löwe fortfuhr, ihn zu liebkosen. Der Kaiser war gerührt und erkannte, daß es Gottes Wille sei, diesen Menschen zu retten. Er begnadigte also nicht blos den Androclus, sondern schenkte ihm auch die Freiheit und seinen dankbaren Löwen obendrein. Das Volk aber ruhete nicht, Androclus mußte mit dem Löwen durch die Straßen der Stadt ziehen, damit Jedermann das wunderbare Thier sehe. Der Löwe ließ sich auch geduldig von seinem Freunde führen, und die Leute riefen aus: „Seht da den Löwen, den Gastfreund des Menschen, und den Menschen, den Arzt des Löwen!“

---

69. Solche Antwort gebührt dem Stolze.

Einstmals besuchte Kaiser Karl, der Dicke, den Erleuchteten und gottseligen Notker Balbulus, oder Stammler genannt, Mönch zu St. Gallen (in der Schweiz, Jahr 912), den er wegen seiner tiefen Weisheit und Frömmigkeit sehr verehrte, und sich oftmals seines Rathes selbst bediente. So oft er konnte, kam er persönlich, oder sandte Briefe und Boten an ihn. Diesmal wieder kam der Kaiser selbst zu ihm, und hielt sich drei Tage in St. Gallen auf; während dieser Zeit pflog er meistens Umgang mit diesem heiligen und

freimüthigen Manne. Unter des Kaisers Gefolge befand sich auch ein Hofcaplan, ein gelehrter Herr, aber hochfahrenden stolzen Geistes; er meinte, er könnte eben so gut sein geistlicher Rathgeber sein, als dieser stotternde Mönch. Jetzt traf es sich, daß der Hofcaplan mit Andern eben durch die Kirche ging, da Notker darin andächtig betete. Er wendete sich also in seinem übermüthigen Dünkel zu dem gotterleuchteten Diener und sprach: „Sage mir, du gelehrter Mann, was macht jetzt unser lieber Herr Gott im Himmel?“ — „Du verlangst (in deiner Schalkheit) zu wissen,“ entgegnete er, „was Gott eben jetzt im Himmel mache? Das weiß ich, das weiß ich, ja! ich weiß es sehr gut; denn eben jetzt that er, was er immer thut, und in Bälde auch an Dir thun wird: Er erhöhet die Demüthigen, und erniedrigt die Hoffärtigen!“ — Darüber lachten die Hofherren laut, und der stolze Caplan ging erröthend davon. Die Worte des weissagenden Mönches ging aber auch an ihm bald in Erfüllung. Denn als der Hofcaplan bei der Abreise des Kaisers sich auf sein schönes Roß schwang, bäumte es sich unter der Klosterpforte mit seinem stolzen Reiter, er stürzt, zerschlägt elendig sich das Gesicht, und bricht einen Fuß. Die Klosterbrüder eilen herbei, tragen den Leidenden in das Kloster zurück und pflegen seiner mit Liebe. Der Schmerz nahm zu und ward immer heftiger; dies beugte jetzt sein hochfahrendes Gemüth zur Verdemüthigung; weinend bat er die Mönche, den Diener Gottes Notker zu holen, daß er ihm verzeihen und ihn segnen möchte. Eilends kam der heilige Mann, Liebe und Mitleid leuchteten aus seinem Auge. Da sprach der Kranke: „Heiliger Vater, ich habe gegen

Gott und wider Dich gesündigt, daß ich Dich so versuchen wollte. Vergebe mir um Gottes Willen und berühre meinen leidenden Fuß, so hoffe ich wieder gesund zu werden.“ Notker that es, betete mit Inbrunst, und der Kranke empfand alsbald Linderung und genas in wenigen Tagen. So schlägt die Hand des Herrn den Uebermüthigen und erhöhet den Demüthigen; doch verwirft er Jene nicht, die zerschlagenen Herzens sind und seine Macht erkennen.

---

70. Verachte keinen Menschen.

Ein Landmann, welcher auf dem Hofe eines reichen Fabrikbesitzers ein Fuder Holz ablud, bemerkte, daß die Maurer nach Aufstellung eines neuen Schleifsteins den alten bei Seite schoben. Jener glaubte noch Gebrauch von dem alten Steine machen zu können und hatte das Herz, als er auf dem Comtoir sein Geld für das Holz empfing, den Herrn um die Erlaubniß zu fragen, den abgenutzten Stein mitnehmen zu dürfen. Er fügte hinzu, er werde dem Herrn gerne bei Gelegenheit einen Gefallen wieder erzeigen. Er erhielt zur Antwort: „Den Stein möget Ihr nur aufladen; aber was machet Ihr aus Euch selbst? Wenn Ihr mir dienet, werde ich Euch vollkommen lohnen. Einen Gefallen will ich von Euch nicht! Adieu!“ — Beim Weggehen dachte der Landmann an das bekannte Sprichwort: Lebendige Leute begegnen sich wol mal wieder.

Es dauerte auch wirklich nur bis zum folgenden

Sonntage, als sich dieses Sprichwort bestätigte. Der Landmann wollte am Sonntage Nachmittag zur Vesper gehen. Als er in die Nähe der Stadt gekommen war, drang ein starkes Wagengerassel und Hülfegeschrei in seine Ohren. Schon sieht er mit Blitzesschnelle einen Wagen herannahen. Des Kutschers Sitz ist leer; die Pferde schäumen vor Furcht und Hitze; der Herr im Wagen hatte die Seitenscheiben eingeschlagen und schreit: „Hülfe! Hülfe!“ Der Landmann wagt sein eigenes Leben, fliegt zu den Pferden hinan und läßt sich an den Zügeln schleppen. Schon hat er gesiegt! Die Pferde stehen zitternd und bauchschlagend. Der Herr ist aus dem Wagen gesprungen, zieht die Börse und will seinem Lebensretter dankbar sein. Dieser aber geht einen Schritt zurück und spricht: „Herr, ich nehme Nichts. Diesen Dienst war ich Ihnen noch schuldig für den alten Schleifstein.“

Das ist die einfache Geschichte. Mir fällt dabei noch ein anderes Sprichwort ein: „Die eine Hand muß die andere waschen.“ Du, lieber Leser, wirst wol einige heilsame Nachgedanken haben. Wenn ich rathen darf, so werden es diese sein: Reichen Herren braucht man kein Geld zu leihen, aber man hat doch nicht selten Gelegenheit, ihnen aus der Noth zu helfen. — Stolz kann Gott nicht dulden; er heilt den Stolz durch Verdemüthigung. — Der Landmann wollte sich den Dienst der Liebe nicht bezahlen lassen. Das war edel.

71. Vom Kleinen kommt man zum Großen.

Ein Familienvater, der in sehr bedrängten Umständen leben mußte, ging einige Zeit mit dem Gedanken um, einen begüterten Nachbarn zu berauben. Lange kämpfte er dagegen, aber mit zu wenig Muth, und so wurde die böse Begierde endlich seine Meisterin. Schadet es doch diesem reichen Manne nicht, so dachte er, und ich will nur so viel nehmen, um mich der drückendsten Noth zu entledigen. So schlich er auf bekannten Wegen um Mitternacht zur Wohnung des reichen Nachbars, und brach dort heimlich in ein Gemach ein, wo er wußte, daß dort das Geld aufbewahrt werde. Schon hatte er einen Theil davon genommen, als die Thüre aufging, und der Eigenthümer hereintrat. Der Dieb wollte entspringen, allein der Beraubte packte ihn mit Gewalt und drückte mit starker Faust ihm die Gurgel zu; der Unglückliche verlor die Luft und zog in der Verzweiflung ein kleines Messer, mit welchem er wüthend nach allen Seiten hin und herfuhr. Plötzlich stürzte der Beraubte zu Boden, er hatte das Messer im Herzen. — Der Verblendete stand nun da, wie eine Bildsäule. „O mein armes Weib! o meine unglücklichen Kinder!“ rief er aus, „euer Vater ist Dieb und Mörder geworden!“ — Der Lärm im Zimmer hatte geweckt, schon hörte er Rufen, Gehen; ihm blieb Nichts übrig, als die Flucht. Er ergriff das brennende Licht, welches der Ermordete mitgebracht hatte, und eilte der Treppe zu, um über den Hof gegen die Scheune zu flüchten; allein kaum war

er dort angelangt, so wurde er schon von den Nacheilenden ergriffen. Mit Höllenangst riß er sich los und schleuderte die brennende Kerze in das Stroh der Scheune; es gab plötzlich Flammen. Man ließ ihn los, um den Brand zu dämpfen, und er entkam, aber man hatte ihn erkannt und bei Namen gerufen. So stürzte er als Dieb, Mörder und Brandstifter über Hecken und Graben. Sein Weib, seine Kinder noch einmal zu sehen, daran war nicht zu denken, der Trieb zur Selbsterhaltung überschrie alle andern Gefühle des Herzens und der Natur; triefend vom Schweiße, erschöpft an allen Kräften, setzte er seine Flucht fort. Da fing es zu läuten an; es war Sturmgeläute; er blickte um, o Gott, hinter ihm weite dunkelrothe Gluth, eine ungeheure Flammensäule, die bis zu den Wolken hinaufloderte, schwebte über seiner Heimat, das ganze Städtchen stand in Flammen, und er, er war der Mordbrenner! O mein Weib, o meine Kinder! rief er aus, welch' ein entsetzliches Erwachen aus dem stillen Morgenschlummer hat euch euer Vater bereitet!

In diesem Augenblicke hörte er das Rasseln eines Wagens; vielleicht eine Feuerspritze, dachte er, die zu Hülfe eilt. Schnell stürzte er sich in's Gebüsch, um sich zu verbergen. Da kam, von zwei Pferden gezogen, ein geschmackvoller, offener Reisewagen, mit Koffern bepackt. Ein Mann saß darin und lenkte die Rosse, er fuhr immer langsamer und hielt endlich stille, er stieg aus und ging abwärts in das Gebüsch.

Dir wäre geholfen, wenn du im Wagen säßest, dachte der Verbrecher; du wärest gerettet; Kleider, Geld, schnelle Flucht, Alles wäre vorhanden; der Wagen ist leer, schwinge dich hinein! Ein Satz, und

er war aus dem Gebüsch auf der Straße, von der Straße im Wagen; da sprang auch der Eigenthümer aus dem Wald hervor, und in dem Augenblicke, da der Verbrecher die Pferde die Peitsche fühlen ließ, wollte er ihnen in die Zügel fallen; die Rosse bäumten sich und drangen vorwärts, der Eigenthümer fiel und der Wagen fuhr über ihn weg. Er schrie; die Stimme war dem Verbrecher bekannt, er lehnte sich aus dem Wagen, um den Unglücklichen zu sehen, und erblickte — seinen Bruder! — Das hatte er nicht gewollt; er stieg aus, sank vor dem Geräderten nieder und rief mit bebender Stimme seinen Namen; aber der Bruder war todt und hörte ihn nicht mehr.

Dieb, Mordbrenner, Brudermörder, schrie er verzweiflungsvoll, und das Alles in wenigen Stunden! O verdammter Leichtsinn! Hätte ich der ersten Begierde nach fremdem Eigenthum widerstanden, wie ruhig könnte ich selbst bei meiner Armuth sein; doch es ist vorbei, ich selbst will mich dem Gerichte überliefern, und die strafende Gerechtigkeit soll ihr Opfer haben. — Bei diesem Gedanken ergriff es ihn wie bei den Haaren, hob ihn in die Höhe und die Sohlen wurden leicht wie Federn. Dann sah er sein jammerndes Weib mit den verwaisten Kindern, sah die trostlose Familie seines unglücklichen Bruders, sah das Hochgericht, sah den Henkerszug — den Rabenstein!

Doch Gott Lob, er war kein Dieb, kein Brandstifter, kein zweifacher Mörder! — Er hatte nur so schrecklich geträumt und erwachte unter Thränen; nur seine Begierde nach fremdem Gute war kein Traum gewesen, und er dankte nun Gott auf seinen Knien,

der ihm in diesem Traume gezeigt, wohin ihn seine Begierde nach fremden Gute führen könnte.

Laß auch dir aus diesem Traume die Lehre gesagt sein, daß eine Sünde die Mutter der andern sei, daß man von kleinen Fehlern in größere und, verlassen von Gottes Gnade, in Verbrechen und ewiges Verderben stürze; denn wie ein Krebsschaden am Leib anfangs nur ganz klein ist, so daß man seiner kaum achtet, dann aber sich immer weiter verbreitet und endlich den unvermeidlichen Tod bringt; — wie ein kleiner Feuerfunken anfangs leicht mit dem Fuß zertreten wird, wenn er aber fortglimmt, ein ganzes Haus, ja eine ganze Stadt in einen Aschenhaufen verwandeln kann: ebenso ist es bei der Sünde. Ihr Anfang ist unbedeutend, eine Kleinigkeit, auf welche man nicht achtet, eine Begierde oder Neigung, die gar nicht gefährlich scheint, aber schnell, schnell nimmt das Böse zu, und man kommt immer weiter! Haltet daher auch ihr, Eltern, keinen Fehler an Euren Kindern gering, und wenn ihr einen Fehler bemerkt, fragt: Was soll doch aus diesem Kinde werden? und vergesset es nie und nimmermehr, daß aus Kleinem Großes wird. „Wer im Kleinen untreu ist, der wird es auch im Großen sein.“

---

72. Sind Träume immer Schäume?

Bei Burghausen an der Salzbach lebte ein rechtschaffener Bauer, der ohne sein Verschulden in das drückendste Elend gerathen war. Alle Anstrengungen,

seine Lage zu verbessern, blieben fruchtlos, und mit steigender Angst sah der unglückliche Familienvater dem Tage entgegen, wo der letzte Rest seiner Habe in die Hände unbarmherziger Gläubiger, er selbst aber mit Weib und Kind an den Bettelstab kam. Doch nicht verzweiflungsvoll wird, wer auf Gott vertraut, und der arme Bauer wußte gar wohl, woher Hülfe kommen könne, wenn menschlicher Rath nicht ausreicht. Nachdem er eines Abends das Traurige seiner Verhältnisse von allen Seiten erwogen hatte, ohne irgend einen möglichen Ausweg zu finden, wendet er sich im heißen Gebete an den Geber alles Guten, ihn anflehend, er möge sich seiner und seiner hülflosen Kinder erbarmen und ihm einen heilsamen Gedanken eingeben, wie einem so bittern Elende abzuhelfen sei. Das inbrünstige Gebet ist die beste Medicin gegen alle Sorgen und Aengsten, und so fiel unser Mann nach seiner Abendandacht in einen friedlichen, erquickenden Schlummer. Da träumte ihm, er solle nach Prag gehen; dort werde er auf der Brücke einen Schatz finden. Er war noch nie in seinem Leben in Prag gewesen, und doch sah er die dortige Brücke und alle Einzelnheiten in der Stadt. Beim Erwachen war er ganz erfüllt von seinem Traume; aber beim weitern Nachdenken, daß Träume eben Schäume, Luftgebilde der Phantasie, sind, kam er davon ab. In der folgenden Nacht hatte er denselben Traum wieder, und er beschäftigte ihn auch den ganzen Tag und versetzte ihn in eine quälende Unruhe. Da nun gerade in der dritten Nacht derselbe Traum und noch lebhafter, als zuvor, sich wiederholte, da wußte er selbst recht nicht, wo er bleiben, wo er gehen und stehen sollte. End=

lich gewann der Gedanke die Oberhand, der Traum könne ein Fingerzeig Gottes sein, der auf außergewöhnliche Weise seinem Elende abhelfen wolle. Er macht sich also von froher Hoffnung getragen, auf den Weg und erreichte das Ziel seiner Sehnsucht. Die ganze Oertlichkeit, wie er sie im Traume gesehen, findet er in Prag. Mit um so größerem Entzücken eilt er der Brücke zu, wo er, gesenkten Hauptes, emsig suchend auf- und abging. Er schaute zur Rechten und zur Linken, kam wieder und wieder am Ende der Brücke an, um von neuem die Wanderung zu beginnen, aber kein Schatz bot sich seinen Blicken dar. Die herannahende Nacht zwang ihn, seine Nachforschungen für heute zu beschließen; enttäuscht und mißmuthig suchte er sich ein Quartier. Der frühe Morgen fand ihn schon wieder auf der Brücke, wo er lange Zeit mit eben so schlechtem Erfolge sein unerquickliches Geschäft fortgesetzt hatte, als ein wachestehender Soldat ihn anredete, was er denn so emsig und ängstlich da suche. „Ach," erwiederte der Bauer in traurigem Tone, „ich sehe wol, daß ich ein Narr gewesen bin. Mir träumte so lebhaft von einem Schatze, den ich hier auf der Brücke finden sollte, und da bildete ich mir ein, es könnte Wahrheit werden." „Da bist Du freilich ein Narr," entgegnete die Schildwache; „wenn man derlei Träume beachten wollte, so müßte ich auch einem Schatze nachspüren. Mir träumte nämlich, es liege einer vergraben bei'm Bauer an der Holunderstaude hinter dem Hause; „aber mein Gott, Bauern gibt es viele, und Holunderstauden auch; ich will mich also wohlweislich hüten, weiter nachzuspüren." Mit diesen Worten wandte er sich wieder ab. Der Bauer

aber stand wie niedergedonnert da und wußte nicht, ob er seinen Ohren trauen dürfe. Die Erzählung des Soldaten hatte für ihn einen viel tiefern Sinn, als dieser ahnen konnte, denn „der Bauer an der Holunderstaude" ward er selbst genannt. Schneller, als er gekommen, trat er seinen Rückweg an, in der Ueberzeugung, nun wirklich auf der Brücke gefunden zu haben, was er suchte. Zu Hause angekommen, fing er sogleich an, an dem bezeichneten Orte nachzugraben, und siehe da — der Schatz kam richtig zum Vorschein.

Neid und Mißgunst, die Schlacken, die jedem Goldkörnchen irdischen Glückes beigemengt sind, blieben auch hier nicht aus. Man sah den bisher so armen Bauer nicht nur seine Schulden bezahlen, sondern er baute ein neues Haus und sein Wohlstand nahm täglich zu. Das könne, meinte man, nicht auf rechtliche Weise zugehen, und der Bauer ward vom Gerichte aufgefordert, die Quelle seines Wohlstandes nachzuweisen. Die vorhin erzählte Thatsache stellt sich als durchaus wahrheitsgetreu heraus.

---

73. Das anvertraute Gut.

Ein jüdischer Volkslehrer hatte zwei Söhne, die durch Gottesfurcht und Tugend sich von allen Jünglingen des Ortes auszeichneten. Der Vater hatte an ihnen große Freude, und hoffte von ganzem Herzen, daß sie ihm in seinem nahen Alter eine hülfreiche Stütze würden. Allein Gott, der Alles zum Besten

der Menschen lenkt, hatte es anders beschlossen. Während der Vater einst mit unermüdetem Fleiße seinen Berufsgeschäften oblag, wurden beide Söhne plötzlich krank und starben eines unerwarteten schnellen Todes. Dieses war wol ein harter Schlag für die arme Mutter, die sich allein zu Hause befand; allein sie wußte, voll der Ergebung in den göttlichen Willen, sich sogleich zu fassen, ließ die theuren Leichname in ein anderes Zimmer tragen, und bedeckte sie mit einem weißen Tuche.

Nach Verlauf einer Stunde kam der Vater nach Hause. Die erste Frage, die er an seine Frau richtete, war um das Befinden seiner Söhne. „Sie werden nicht weit sein," sprach sie, und lenkte das Gespräch auf andere Gegenstände. Man setzte sich zu Tische, und als sie nach dem Essen dem Herrn gedankt hatten, sagte sie. „Erlaube mir doch eine Frage. Vor einiger Zeit gab mir ein reicher Herr ein vornehmes Gut, damit ich es ihm aufbewahren sollte. Soll ich es ihm zurückgeben?" „Daran solltest Du wohl nicht zweifeln," sprach der verständige Mann. „Bist Du denn nicht sogleich bereit, Jedem das Seine zu geben?" „O ja," versetzte sie, „aber ich wollte es ohne Dein Vorwissen nicht zurückgeben." Mit diesen Worten führte sie ihn in das nächste Zimmer, und nahm das weiße Tuch von den Leichnamen weg. „Ach, meine Söhne!" rief der arme Vater bestürzt aus. Die Mutter wandte sich hinweg und weinte. Hierauf nahm sie ihn bei der Hand und sagte: „Hast Du nicht vorher gesagt, man sollte sich nicht weigern, dasjenige zurückzugeben, was uns zur Bewahrung übergeben wurde? Sieh, der Herr hat uns dieses kost-

bare Gut — die beiden Söhne — gegeben; der Herr hat sie genommen. Der Name des Herrn sei gelobt!" „Der Name des Herrn sei gelobt!" stimmte der Vater mit ein, und war wieder getröstet.

„Wie Gott will!"

Wenn Gewitter Dir verkünden,
Daß der Sturm des Lebens naht,
Und kein Freund mehr ist zu finden,
Der Dir hilft mit Rath und That,
Ohne Furcht sei, bete still:
Wie mein Gott und Vater will!

Und wenn Deinem blassen Munde
Einst der Tod den Weihkuß reicht,
Und Dir in solch' herber Stunde
Jeder Hoffnungsstrahl entweicht;
Dann blick auf und bete still:
Wie mein Gott und Vater will!

---

74. Die grauenvolle Ruhestätte.

In jener schrecklichen Zeit, als der königliche Thron Frankreichs umgestürzt, und eine Menge edler Familien in das größte Elend versetzt worden war, kam eine Schaar von Auswanderern auf ihrer Flucht in ein deutsches Dorf. Unter den Flüchtigen befand sich auch ein Herzog, den der Pächter Bertram freundlich empfing. Auch die übrigen Auswanderer wurden von den Einwohnern desselben freundlich aufgenommen, und wären, der Einladung zufolge, gerne in dem gastfreundlichen Dorfe einige Zeit geblieben, wenn das

Heranrücken ihrer Verfolger ihnen nicht zum schleunigsten Aufbruche gerathen hätte. Auch der Herzog hatte sich wieder flüchten müssen. Bertram, der mit einer schweren Sense bewaffnet war, begleitete ihn, weil der Weg durch die Todesschlucht, einen schauerlichen Abgrund, der früher die Höhle einer weit verzweigten Räuberbande verbarg, nicht sicher war. — Seit dieser Zeit machte Bertram einen großen Aufwand; er kaufte das Bauerngut, das er früher nur gepachtet hatte, an sich, wandelte dasselbe in einen herrlichen Palast, umgeben von reizenden Gärten um, aß, was gut und theuer war, gab die prächtigsten Feste auf seiner Wiese, und gab sich nur der sinnlichen Genußsucht hin. Wenn nun Viele sich darüber wunderten, daß Bertram, der früher durch seine Trinklust in große Schulden gerathen war, ein so vermöglicher Mann geworden sei, und ihn fragten, wie er zu so großem Reichthum gekommen wäre, sagte er, der Herzog, dessen Begleiter er war, hätte ihm nicht nur eine große Summe Geldes bei seinem Abschiede zum Andenken überlassen; sondern auch ihm noch seinen Wagen mit einem Kistchen voll Edelsteinen und Gold zur Belohnung seiner treuen Dienste angeboten. Einige glaubten dieser Erzählung; Andere hielten sie für eine leere Erfindung, und schöpften Verdacht, um so mehr, da Bertram oft Anfälle von Wahnsinn bekam, und dann unter andern Reden die Worte: „Herzog! Herzog! Blut, Blut!" hervorbrachte.

Indeß befanden sich seine Söhne in einer klösterlichen Erziehungsanstalt. Der Vater hatte sie dort hingeschickt, um sich desto ungehinderter seiner Genußsucht hingeben zu können. Beide Söhne wurden gut

geartete Jünglinge, und waren, als sie von der gefährlichen Erkrankung ihres Vaters gehört hatten, nach Hause gekommen. Da trat auf einmal der Knecht ihres Vaters in ihr Zimmer, mit dem Befehle, daß sie zu ihm kommen möchten; denn er müsse sein Testament machen. Schweigend folgten beide Söhne ihrem zitternden Wegweiser, der sie zu einem Stalle hinführte.

„Darin läge der Vater?" erkundigten sich erstaunt die Söhne.

„Ja darin liegt Euer Vater und mein Gebieter," sprach der Knecht, und drückte die Thüre auf.

Welch' ein Anblick ward hier den Söhnen!

Eine Laterne, welche von oben ihr spärliches Licht heruntersenkte, beleuchtete das am Boden sich befindliche Lager ihres Vaters.

Dicht bei ihm an der Wand hing eine Sense, die hin und wieder schwarz aussah, wie von Rostflecken beschmutzt. Der Alte lag auf faulem Stroh, und sein Haupt rastete auf einem Sacke, der mit Steinen angefüllt zu sein schien. Kein Mittel zur Labung konnte man rings um den schwer Athmenden sehen, und seit geraumer Zeit hatte er sich selbst alle Hülfe und alle Nahrung versagt.

„Unrechtes Gut thut niemals gut!" grinzte er plötzlich seine Söhne an.

Beide näherten sich ihm mit Schrecken und Theilnahme.

„Vater, was ist Euch?" fragten sie bange.

Doch Bertrams Auge stierte sie furchtbar an, und er schwang sich mit der letzten Kraft noch auf, und schrie: Ich muß Genugthung üben! Die Stimme

klang heiser, wie eine zersprungene Glocke, und hohl, wie das Zersplittern eines vom Sturm erschlagenen Astes.

Die Söhne wollten ihn sanft umarmen; doch er zerrte sie gewaltsam zurück, und riß die Sense von der Wand und warf sie vor sich hin mit gellendem Gekrächse, das da rief: „Hier ist sein Blut!"

„Ach, o Gott! — Wessen Blut?" fragten die unglücklichen Söhne.

„Des Herzogs Blut!" winselte Bertram. „Ich habe ihn in der Todesschlucht umgebracht — mit der Sense!" —

„Wie?" riefen die Söhne.

„Ja, ja! ich bin sein Mörder! — Ich habe ihm Alles geraubt, Leben und Gut! Mit dieser Sense zerschlug ich meinem Wohlthäter den Schädel! — Ich log die Menschen an! — Sie glaubten mir, dem Schurken!"

„Seht, seht, daß ich jetzt Wahrheit rede!" stammelte Bertram, und umklammerte den Sack unter seinem Haupte, und zog ihn auseinander, und schleuderte Knochen hervor und einen Todtenschädel.

Er warf ihn vor die Füße seiner fast ohnmächtigen Söhne. „Das ist des Herzogs Gebein! und dieser Schädel ist des Herzogs Kopf. Mit meiner Sense hab' ich ihn erschlagen! An ihr rostet sein Blut! — An der Sense klebt es! Und an meiner Seele haftet der Tod!"

Die Söhne verhüllten sich die Augen, sanken in die Kniee und jammerten über ihren unglücklichen Vater.

„Jesus, Marie und Joseph stehe Dir bei!"

„Ich mußte genugthun!“ schrie wieder der Vater. Mit meinen Händen grub ich in der Nacht diese Gebeine in der Todesschlucht wieder heraus! Nirgends fand ich Ruhe. Meine Ruhestätte blieb dieser Sack mit den Knochen des armen Herzogs! Ungerechtes Gut thut nimmer gut. Kinder, gebt Alles zurück, daß meine arme Seele Ruhe finde! Kinder gebt Alles, ja Alles zurück! — Das ist mein Testament!“

Die Söhne drängten sich an die röchelnde Brust ihres unglücklichen Vaters. Unter entsetzlichen Krämpfen warf Bertram die Söhne von sich, und riß unter Zähneknirschen den Schädel des Herzogs an seine Brust, als wollte er ihn in sein Herz hineindrücken und unter einem Schrei der Verzweiflung sank er auf das Stroh zurück und war nicht mehr.

Die Stallthüre öffnete sich, und der Pfarrer, welchen der Knecht gerufen hatte, trat herein. Er kam aber zu spät. Er sah den eben Gestorbenen auf den Todtengebeinen liegen, und den Schädel in den krampfhaft verschlungenen Händen Bertrams.

So starb ein Bösewicht — ein Mörder. Wir wollen über dieses Schreckensbild den Vorhang ziehen, und uns im Geiste an das Sterbelager eines Heiligen versetzen, um zu sehen, wie ein Heiliger stirbt.

---

75. Der Tod des heiligen Einsiedlers Paulus.

Der heilige Einsiedler Antonius kam einst auf den Gedanken, er sei der erste Einsiedler, der sich in

der Wüste eine Zelle erbaut hatte. Allein im Traume erhielt er die Offenbarung, es lebe in einer andern Wüste ein Einsiedler, der noch frömmer sei, als Antonius; diesen sollte er besuchen. Antonius machte sich, ungeachtet seines hohen Alters, sogleich auf den Weg, in der sichern Hoffnung, Gott werde ihn den Weg zu jenem frommen Manne finden lassen. Vergebens irrte er zwei Tage lang im Walde herum, und konnte doch den Aufenthalt desselben nicht entdecken. Endlich am dritten Tage kam eine Wölfin aus dem Walde, und führte ihn zur Höhle des heiligen Paulus. Beide gottseligen Männer erkannten einander sogleich, fielen sich gegenseitig um den Hals, und lobten Gott. Am folgenden Morgen sagte Paulus seinen Tod vorher, und bat seinen Freund Antonius, er möchte doch den Mantel, den er von Athanasius erhalten hatte, ihm, wenn es ihm nicht zu beschwerlich wäre, holen, und dann seinen Leichnam darin einwickeln. Antonius ging sogleich fort, um seine Bitte zu erfüllen; als er aber zur Höhle des heiligen Paulus zurückkehrte, da sah er wie die Seele des Heiligen unter den Chören der Engel, unter den Schaaren der Propheten und Apostel in den Himmel getragen wurde. Nun erkannte Antonius, daß die Seele des heiligen Einsiedlers wirklich von dieser Welt genommen worden sei, und fing bitterlich zu weinen an. „Ach, liebster Vater!“ rief er, voll des heftigsten Schmerzes, „warum verläßt Du mich? Ach, warum lernte ich Dich nicht früher kennen? Warum hast Du mich verlassen, ehe ich von Dir Abschied nehmen konnte?“ Unter häufigen Thränen und Seufzern kam er zur Höhle des heiligen Einsiedlers. Da fand er

diesen leblos, knieend, mit erhobenem Haupte und gegen Himmel ausgestreckten Händen; aber sein Angesicht war, wie verklärt. Ein freundliches Lächeln durchschwebte die Miene des heiligen Mannes, als wenn er mit seinem Namensgenossen, dem heiligen Apostel Paulus, sagen wollte: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, und den Glauben bewahrt. Nun wartet auf mich die Krone des Lebens, welche Gott mir nun geben wird.“ Antonius fing noch heftiger zu weinen an, und suchte durch Umarmungen und Küsse den Leichnam zum Leben zu rufen. Der Gedanke an die Auferstehung und das Wiedersehen im Himmel war für ihn noch der einzige Trost. Nachdem er seinen heftigsten Schmerz ausgeweint hatte, wickelte er den Leichnam in den herbeigebrachten Mantel ein, und wollte ihn zur Erde bestatten. Da er aber keine Schaufel hatte, womit er die Erde hätte ausscharren können, so kamen zwei Löwen aus dem dichten Gehölze heraus, und machten unter lautem Gebrülle eine so tiefe Grube, daß der Leichnam bequem hineingelegt werden konnte. Nun legte Antonius den Leichnam hinein, bedeckte ihn mit Erde, ging dann traurig nach Hause, erzählte oft seinen Schülern diese Geschichte, bewahrte das Kleid, das sich der heilige Einsiedler Paulus aus Palmblättern verfertigt hatte, auf, und erwartete mit Freuden jene Stunde, wo er seinen vielbetrauerten Freund Paulus im Himmel wieder sehen werde.

Wahrlich, an den Sterbebetten, da zeigt sich die Thorheit Derer, die nach der Welt leben und das Wort Gottes verachten. Das ist doch gewiß die rechte Weisheit des Lebens, die bis an das Ende beharret, und

das ist doch gewiß der rechte Weg, der am Ziele mit solcher Freudigkeit erfüllt. — Mein Geist, willst du die wahre Lebensweisheit lernen, so stelle dich an das Sterbebett des Sünders und des Gerechten!

---

76. Der Schuß auf dem Sterbelager.

Ein junger Adeliger zu N. lag an einem unheilbaren Uebel krank, und obwol er wußte, wie nahe der Tod ihm sei, wollte er doch von geistlicher Hülfe durchaus Nichts hören. Seinem christlichen Bedienten jammerte der trostlose Zustand seines Herrn, und er bat heimlich einen nahewohnenden Geistlichen, er möchte doch seinen kranken Herrn besuchen, damit er ihn vielleicht zu einem guten Tode vorbereiten könnte. Der Geistliche ging sogleich hin, wurde aber mit einer Fluth von Lästerungen überschüttet und aus dem Zimmer gewiesen. Dadurch ließ sich jedoch der wackere Priester nicht abhalten, dem Kranken Tags darauf wieder einen Besuch abzustatten; allein der Bediente im Vorzimmer bat ihn dringend, sich nicht in das Zimmer zu wagen, weil sein Herr fürchterlich aufgebracht sei über seinen gestrigen Besuch. „Nun er wird es so arg nicht machen," meinte der Priester und klopfte an der Thüre. Ein barsches „Herein!" erscholl, der Priester trat ein, — ein Schuß fiel, und die Kugel saus'te dicht am Kopfe des Besuchers vorüber an die Wand. — „Sie haben nun ihren Schuß gethan, mein Herr!" sprach der Priester mit heiterer Ruhe, „nun werden Sie erlauben, daß ich auch den meinigen thue, und Gott gebe, daß ich ihr Herz besser treffe, als Sie

mich getroffen haben. Was, glauben Sie wol, ließ mich so furchtlos ihrem Zorne und ihre Pistole entgegentreten? Ich will es Ihnen sagen: Es ist ein gutes Gewissen, das ich im Vertrauen auf Gottes Gnade besitze, und welches mich den Tod nicht fürchten läßt! Gibt Ihnen ihr Gewissen auch so viel Muth im Angesichte ihres gewissen Todes? Ich zweifle sehr! — Und nun sprach der Priester, oder vielmehr Gott durch ihn mit solcher Kraft und Salbung zu dem Herzen des Unglücklichen, daß die Eisrinde desselben schmolz, und die göttliche Gnade ungehinderten Eingang fand. Der Kranke bat reumüthig um die Aussöhnung mit Gott, um Tröstung und Stärkung durch die heiligen Sakramente, und starb kurz darauf als christlicher Büßer.

Inhalt.